

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Frühstück mit Sonnenbrille

Schneitter, Elias

Innsbruck, 2005

Elias Schneitter

Frühstück mit Sonnenbrille

Roby und seine Freunde

Roman

UB INNSBRUCK



+C149261100

Skarabæus

(054.078)

für Klaus & Marlene



2005: 2162

Handwritten marks and numbers in the bottom right corner, including a checkmark and the number "1000".

Ein Taxi in die Völserstraße

Die Völserstraße hat etwas Berüchtigtes an sich, und wenn jemand sagt, dass dieser oder jener dort untergebracht sei, dann weiß ein jeder, was damit gemeint ist: Denn in der Völserstraße, etwas außerhalb der Stadt, liegt das Landesgefängnis von Tirol.

Kurz vor zwölf Uhr Mittag bestellt der Wirt des Café „Heidi“ ein Taxi: „Ich bräuchte einen Wagen für einen Gast, der in die Völserstraße gebracht werden möchte.“ Der Taxilenker, der den Auftrag übernimmt, ist ein junger Biologiestudent. Auch er weiß, was das bedeutet, und er fragt nochmals nach: „In die Völserstraße?“

„Ja, in die Völserstraße“, gibt der Wirt zur Antwort, in einer Tonart, die klar macht, was er damit meint.

Da will also einer ins Gefängnis, denkt sich der Student ein wenig amüsiert, als er sich auf den Weg in den Ort etwas außerhalb der Landeshauptstadt macht.

Das Café „Heidi“ trägt den Namen seiner ersten Besitzerin. Sie hat das Lokal vor dreißig Jahren eröffnet, es aber nur vier Jahre lang geführt: Sie hat den Cognac so sehr geliebt, dass sie noch in relativ jungen Jahren an einer Leberzirrhose gestorben ist. Doch „Café ‚Heidi‘“ ist nur der offizielle Name des Lokals, von seinen Gästen kennt es kaum jemand unter diesem Namen – für sie ist es nur die „Kugellagerbar“.

Als der Taxifahrer seinen Wagen einparkt, sagt der Wirt: „Roby, das Taxi ist da.“

„Dann ist es wieder so weit“, sagt Roby zu seiner Begleiterin und nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche. Roby und Rosy sind die einzigen Gäste, die Stimmung im Café ist gedrückt. Der junge Taxler bleibt an der Bar stehen, der Wirt fragt ihn, ob er einen Verlängerten wolle.

„Gib ihm einen Kaffee“, ruft Roby von seinem Platz und nickt mit dem Kopf zum Taxilenker hinüber, „und für uns beide noch einen schnellen Doppelten.“

Der Taxler mustert von der Bar aus seine beiden künftigen Fahrgäste. Sie machen auf ihn den Eindruck, als ob sie die ganze Nacht durchgezecht hätten, und mit dieser Annahme liegt er nicht ganz falsch. Während er an seinem Kaffee nippt, fragt er sich, was es mit diesem Mann und der Völserstraße wohl auf sich hat, warum er dort hin muss, was er ausgefressen hat, was da dahinter steckt. Diese Atmosphäre des Verbrechens fasziniert ihn, auch wenn ihm gleich klar ist, dass er keinen großen Gangster vor sich haben kann: Allein wenn er die schleißigen Jeans, den ausgewaschenen Pullover, die abgetragene Siebzigerjahre-Lederjacke, die heute kein Mensch mehr trägt, und die drei Plastiktaschen auf der Bank hinter dem Tisch betrachtet, ist ihm das klar. Wenn er in das fleischige, breite, verlebte Gesicht von Roby schaut, in dem oben und unten fast alle Zähne fehlen und nur noch einige braune Stummeln übrig sind, sagt ihm sein soziales Empfinden, dass da wieder einmal so ein armer Hund hinter Gitter gebracht werden soll, der eher Opfer als Täter ist. Was ihn an diesem Mann aber irritiert, ist die Rayban-Sonnenbrille, die er ins Haar gesteckt hat und die überhaupt nicht zu seinem übrigen Erscheinungsbild passt, was auch auf seine Begleiterin zutrifft: Die Frau schaut ausgesprochen gut aus, trägt beste Klamotten und macht auch sonst, wenngleich die vergangene Nacht doch ihre Spuren hinterlassen hat, einen attraktiven Eindruck, denkt sich der Student und er fragt sich gleichzeitig, in welchem Verhältnis sie zu diesem Mann wohl steht.

Inzwischen hat der Wirt Roby und Rosy, die ihren Schnaps ausgetrunken haben, nochmals nachgeschenkt. „Ich denke, den kannst du gebrauchen“, sagt er und fügt, als Roby die Rechnung verlangt, hinzu: „Das geht schon in Ordnung.“

Dann packt Roby seine drei Plastiktaschen und sie machen sich auf den Weg. Auf Rosys Frage „Hast du den Brief dabei?“ stellt Roby die Taschen noch einmal nieder und greift in die Lederjacke nach einem Kuvert. „Da ist der Einberufungsbefehl“, sagt er und steckt den Brief wieder zurück, „den darf ich nicht vergessen, sonst lassen sie mich womöglich gar nicht hinein.“

Was es bedeutet, wenn bei Roby ein Brief einflattert

So einen „Rekommandierten“, wie er diese Art von Briefen zu nennen pflegte, hatte Roby zuletzt vor knapp zwei Jahren zugestellt bekommen. Oder eigentlich: zugestellt bekommen sollen, denn damals hatte Roby keine feste Adresse, an die man den Brief hätte schicken können. Er wohnte in einer Waldhütte in der Ehnbachklamm, etwas oberhalb der großen Staumauer, zu der man nur zu Fuß gelangen konnte. Jahre zuvor hatte ein Mann, der einige Fischteiche in der Klamm betrieben hat, diesen winzigen, höchstens fünf Quadratmeter großen Verschlag errichtet, wo er Futter, Werkzeug, Fischernetze und Angeln verstaute. Nach seinem Tod stand die Waldhütte leer, bis Roby sie entdeckte und fortan als Unterkunft benützte, wo er mit einem Campingkocher und einem Schlafsack hauste und zudem noch, wie er manchmal sagte, mit dem Luxus von fließendem Wasser aus dem Ehnbach ausgestattet war.

Dorthin kam natürlich kein Briefträger, denn der Wald in der Ehnbachklamm lag außerhalb aller Rayone, für die Briefträger zuständig waren. Doch der Inhalt dieses „Rekommandierten“ erreichte Roby damals schließlich doch noch, wenn auch in etwas anderer Form: An einem Vormittag standen zwei Dorfgendarmen vor seiner Waldhütte und nahmen Roby gleich mit.

Daran, dass die Gendarmen wussten, wo er sich aufhielt, war Roby nicht ganz unschuldig. Viele Menschen, unter ihnen natürlich auch Roby, bezeichnen die Gesetzhüter gerne etwas abfällig als Vollidioten, in Wirklichkeit aber sind sie natürlich keine solchen Vollidioten, wie man meinen könnte. Wenige Wochen vorher war Roby von diesen beiden Dorfgendarmen eines Nachts

angehalten worden, weil er mit einem Fahrrad ohne Beleuchtung unterwegs war.

„Die Beleuchtung an deinem Fahrrad funktioniert nicht, Roby“, sagte einer der beiden.

„Ich hab ja eine Taschenlampe dabei“, meinte Roby.

„Eine Taschenlampe ist keine Fahrradbeleuchtung!“

„Euch Schreckgespenster kann ich bei Nacht auch ohne Beleuchtung erkennen.“

„Nur nicht frech werden, Roby. Du weißt schon.“

Der Gendarm, den Roby nur zu gut kannte, überlegte kurz, ob er Roby einen Strafzettel ausstellen sollte oder nicht. Er entschloss sich dagegen – ein Strafmandat wäre ihm doch lächerlich erschienen und außerdem sinnlos gewesen, da Roby es ohnehin nicht bezahlen hätte können. Aber so ganz ungeschoren wollten sie ihn auch nicht ziehen lassen. Sie sprachen eine Verwarnung aus und fragten ihn, wo er sich im Moment herumtreiben würde, welche Wohnadresse er angeben könnte.

„Meine Wohnadresse wollt ihr wissen?“

„Ja, deine Wohnadresse.“

„Schreib auf“, sagte Roby, „Staumauer eins in der Ehnbachklamm.“

„Wo?“

„Staumauer eins. Etwas oberhalb, in der Waldhütte.“

Diese Angabe hatten sich die Gendarmen, die keine Vollidioten waren, gemerkt und holten also Roby, nachdem der „Rekommandierte“ von der Post nicht zugestellt werden konnte, in seiner Waldhütte ab.

Aber diesmal, knapp zwei Jahre später, war alles anders. Jetzt hatte Roby ein echtes Zuhause und damit auch eine Zustelladresse – und das alles verdankte er seinem Cousin: Dieser hatte von seinen Eltern ein ansehnliches landwirtschaftliches Anwesen vererbt bekommen, das er zu einem Mehrfamilienhaus umgebaut hat. Zwischen den

Garagen und einem alten Holzstadel hatte er eine überdachte offene Pergola für sich und seine Familie geschaffen.

Als Roby nun aus dem Gefängnis entlassen wurde, beschloss der Cousin, ihm zu helfen und ihm eine Unterkunft zur Verfügung zu stellen. So kam er auf die Idee, Roby zu erlauben, die Garage und die Pergola für sich umzubauen, und griff ihm dabei kräftig unter die Arme. So tauschten sie das Garagentor gegen eine Eingangstür, legten Wasserleitungen, bauten eine Dusche und ein Klo ein, und auch einige alte Möbelstücke schenkte ihm der Cousin.

Als Roby dann endlich in die Garage einziehen konnte, trank er mit seinem Cousin eine Flasche Cognac und fiel ihm, gerührt von seiner Großzügigkeit, um den Hals. Er wischte sich sogar Tränen aus den Augen, denn manchmal konnte Roby ein recht sentimentaler Bursche sein.

Roby rechnete ihm seine Hilfsbereitschaft doppelt hoch an, weil sich sein Cousin selbst in einer schwierigen finanziellen Lage befand, seit er viel Geld in seinen Sohn investiert hatte, der sich als Geschäftsmann etablieren wollte und dabei keine glückliche Hand zu haben schien. Von Roby verlangte er natürlich keine Miete, er bezahlte sogar den Strom für ihn, wenn es notwendig war.

In diesem neuen Zuhause stellte ihm der Briefträger also den neuen „Rekommandierten“ zu. Kaum hielt Roby den Brief in Händen, warf er ihn schon wieder, ohne ihn zu öffnen, auf die Bank hinter dem Tisch. Der Tag war für ihn gelaufen, zumindest was seine Arbeitsmoral betraf. Er machte sich sofort auf den Weg Richtung Kugellagerbar, denn jetzt benötigte er etwas Abwechslung. Wie üblich sperrte er die Türe nicht ab, auch wenn es in Anbetracht der neuen Situation durchaus möglich

war, dass er erst Tage später zurückkehren würde. Aber Roby verschloss sein Zuhause nie, da bei ihm, wie er sagte, ohnehin nichts zu holen sei und bei ihm eine derartige Not herrsche, dass die Spinnen die Kuckucksuhr in Schwung halten müssten.

„Das hat mir jetzt noch gefehlt“, ging es ihm am Weg in die Kugellagerbar durch den Kopf. „Gerade jetzt, wo das Frühjahr zu toben beginnt, wo die kalten Monate vorüber sind, wo es aufwärts geht, soll ich ins Hotel „Sonnenschein“, nein, während der schönsten Zeit im Jahr rücke ich nicht ein“, dachte Roby, „ohne mich! Mich bringt kein Mensch mehr dort hin und auch nicht zwei so windschiefe Vollidioten von Dorfgendarmen wie das letzte Mal! Noch bin ich nicht dort, noch haben sie mich nicht. Noch habe ich Zeit, mir etwas einfallen zu lassen. Ja, ich muss und ich werde mir etwas einfallen lassen. Wenn ich noch einmal in die Völserstraße muss, drehe ich durch!“

Obwohl ihm seit seiner letzten Entlassung aus dem Gefängnis immer klar gewesen war, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er wieder in die Völserstraße müsste – grundsätzlich hatte sich ja in seiner Angelegenheit nichts geändert –, kümmerte ihn diese Tatsache herzlich wenig. Schließlich war Roby ein Meister des Verdrängens und Vergessens.

Wo Roby und seine Freunde hingehen, wenn sie Trost suchen

Für vornehme Bürgersleute war die Kugellagerbar mit Sicherheit nicht der richtige Platz, um Kaffee und Kuchen zu konsumieren. Und das nicht nur, weil es in der Kugellagerbar keinen Kuchen gab. Hier verkehrten einfache Handwerker, Maurer, Estrichleger oder Betonmischwagenfahrer, Stempelgeldbezieher und Sozialhilfeempfänger oder freie Unternehmer, wie Roby einer war. Jedenfalls Menschen, die nicht besonders heiß auf Kuchen waren und Kaffee nur dann tranken, wenn ihnen Hubert nichts anderes mehr zu trinken gab, weil sie schon so betrunken waren, dass man fürchten musste, dass sie eine Rauferei oder anderen Unsinn anzetteln würden. Hubert hatte seine Kundschaft recht gut im Griff.

In der Kugellagerbar wurde vor allem Bier getrunken, viel Bier, es wurden wahre und unwahre Geschichten, Schwänke und Anekdoten erzählt, Karten gespielt, zu fortgeschrittener Stunde auch jede Menge Blödsinn geredet und lautstark diskutiert, wobei man statt „diskutieren“ meist auch „streiten“ sagen könnte. Hin und wieder kam es zu kleineren Handgemengen, aus welchen Gründen auch immer. Diese Raufereien wurden so geregelt, wie es dem Publikum des Lokals entsprach: hart, aber herzlich. Es gab unter Umständen blutige Nasen, eine Schramme, vielleicht auch einen Gipsarm, aber am nächsten Tag oder höchstens eine Woche später war die Sache zwischen den Kontrahenten wieder bereinigt, man trank ein gemeinsames Bier und die Angelegenheit war aus der Welt. Wenn der Arzt im Krankenhaus nach der Ursache für den gebrochenen Arm gefragt hätte, dann hätte er eine Geschichte von einem Stiegensturz oder

einem ähnlichen Unfall präsentiert bekommen – Gendarmerie oder Anzeigen gab es in der Kugellagerbar nicht.

Die Kugellagerbar war also ein Ort des Frohsinns und der Lebensfreude, eine in sich geschlossene Welt, eine verschworene Gemeinschaft, auch wenn das den meisten, die hier verkehrten, gar nicht bewusst war – das war wahrscheinlich das Geheimnis, das hinter der Magie der Kugellagerbar steckte. Da konnten Außenstehende ihre Nase noch so rümpfen, das Geschäft florierte, und während andere Lokale schließen mussten, blieb die Kugellagerbar ein Fels in der Brandung, der aus dem Dorf weder wegzudenken noch wegzubringen war.

Natürlich hatte die Kugellagerbar im Verlauf einiger Jahrzehnte eine Vielzahl an Pächtern verbraucht. Allerhand schräge Vögel waren da schon hinter der Bar, aber keiner wäre je im Stande gewesen, ihr endgültig den Garaus zu machen. Seit Hubert die Kugellagerbar übernommen hatte, erlebte sie sogar eine wahre Hochblüte. Hubert war ein kleiner Mann, mit kurzen blonden Haaren und Linksscheitel, roten Wangen und einem kleinen Bierbauch. Er verstand sein Geschäft. Sein Erfolgsrezept war einfach: Er war ein Wirt, der seine Gäste mochte, aber trotzdem eine gewisse Distanz zu ihnen bewahrte. Er respektierte den Maurer und den Postler ebenso wie den Sozialhilfebezieher und bekam von ihnen den selben Respekt entgegengebracht. Ihm waren alle gleichermaßen recht, und bei ihm bekamen alle, wenn auch in begrenztem Ausmaß, Kredit. Er verstand es, Raufereien zu verhindern oder, wenn das nicht möglich war, rechtzeitig einzugreifen und eine weitere Eskalation zu verhindern. Kurz: Hubert war ein Glücksfall als Chef der Kugellagerbar.

Wie sich der Vollmond samt den damit verbundenen atmosphärischen Einflüssen auf die Kugellagerbar auswirkt

Die Kugellagerbar wurde jeden Tag zu unterschiedlichen Zeiten aufgesperrt, auch wenn auf der Eingangstür zehn Uhr als Öffnungszeit angegeben war. Wann Hubert tatsächlich aufmachte, hing immer davon ab, wann er in der Nacht davor Schluss gemacht hatte – und da war alles möglich. Während der Vollmondzeit war die Kugellagerbar beinahe rund um die Uhr geöffnet – es wirkte fast so, als ob einige Gäste die Kugellagerbar zum Überleben brauchten. Sie blieben in diesen Vollmondnächten stets bis tief in die Morgenstunden und tauchten am Vormittag darauf so früh auf wie sonst nie. Der Vollmond macht alle verrückt, war Hubert überzeugt. Oft fuhr er in solchen Nächten gar nicht nach Hause, sondern legte sich, wenn die letzten Gäste verschwunden waren, einfach mit einer Decke auf eine Bank und schlief in der Kugellagerbar – die ersten Gäste würden ohnehin bald wieder vor der Tür stehen.

Als Hubert Roby an diesem Tag am späten Vormittag auf die Kugellagerbar zusteuern sah, dachte er als Erstes an den Vollmond, dem auch seine anderen Gäste zum Opfer gefallen waren: Hansi bekam von Hubert bereits nichts mehr zu trinken – nicht einmal mehr einen Kaffee. Er war schon auf allen Vieren unterwegs und machte sich bald darauf in dieser Haltung auf den Heimweg. Auch Botazzi setzte sich wenig später auf sein Fahrrad und legte die Strecke zu sich nach Hause in einem sehr weit gesteckten Riesenslalom zurück. Sogar Karl war mit seinem Hund Fiffy in der Kugellagerbar – er war in letzter Zeit wegen

seiner gesundheitlichen Probleme ein seltener Gast gewesen, aber er hatte, so klagte er, in der vorangegangenen Nacht kaum ein Auge zugemacht und war deshalb, bevor ihm zu Hause die Decke auf den Kopf fiel, in die Kugellagerbar gekommen. Dort saß er vor einer Tasse Tee – und wer Karl von früher kannte, der konnte ahnen, wie angeschlagen er sein musste, wenn er nur Tee trank.

In der Nacht davor hatte es in der Kugellagerbar eines der üblichen Vollmondnachtgeplänkel gegeben. Zwei sonst eher ruhige Stammgäste waren aufeinander losgegangen, blutige Nasen und zerrissene Hemden waren die Folge. Anscheinend verstanden die beiden ihren Auftritt im Nachhinein selbst nicht mehr, denn schon wenige Tage später kamen sie, mit einem neuen Hemd für den anderen in der Hand, in die Kugellagerbar. Sie tauschten die Hemden aus, tranken ein Bier, stellten fest, dass der Vollmond ein Teufelswerk wäre, und die Sache war vergessen. Gegen vier Uhr in der Früh hatte der letzte Gast die Kugellagerbar verlassen, Hubert hatte abgesperrt, das Licht abgedreht, allein noch ein kleines Bier getrunken, sich eine Decke und einen Polster geholt und sich auf die lange Bank hinter den Tischen gelegt.

Als jetzt Roby das Lokal betrat, läuteten gerade die Mittagsglocken.

„Machen wir heute schon Feierabend?“, fragte Hubert.

„Ja, ab Mittag bleibt die Fabrik geschlossen“, antwortete Roby und fügte hinzu: „Bring mir eine Flasche samt Beilage.“ Mit der Beilage war ein doppelter Jägermeister gemeint, den Hubert in Vollmondzeiten an seine besonderen Gäste sogar in Weingläsern ausschenkte.

„Eine Vollmondgarnitur“, murmelte der vor sich hin.

„Es gibt Tage, da wäre es besser, man stünde in der Früh gar nicht auf.“

„Das ist der Vollmond.“

Roby nickte zustimmend.

„Was gibt's sonst noch für einen Ärger?“, fragte Karl.

„Jede Menge“, erwiderte Roby, „ich hab wieder einen Einberufungsbefehl bekommen.“

„Was für einen Einberufungsbefehl?“, fragte Karl und jagte seinen bellenden Hund unter die Bank.

„Die Völserstraße hat wieder Verlangen nach mir.“

„Das klingt nicht gut. Aber du hast doch gerade erst ein paar Monate auf Staatskosten dort verbracht?“

„Nein nein. Das ist schon bald zwei Jahre her.“

„Und jetzt wieder? Hast du ein Abonnement?“

„Sie lassen mich einfach nie in Frieden.“

„Bei der Völserstraße ist es wie mit den Schulden. Die wirst du auch nie wieder los“, sagte Karl.

Hubert setzte sich mit an den Tisch. Als Roby die Behauptung aufstellte, dass der Staat nur dazu geschaffen wurde, um kleine Bürger wie ihn zu quälen, nickte er:

„Dem kann ich nur beipflichten. Letzte Woche hatte ich gleich zwei Betriebsprüfungen. Das Finanzamt und die Krankenkasse. Jetzt soll ich wieder eine Summe nachzahlen, die ich nie und nimmer verdient habe.“

„Ich sag's ja“, sagte Roby, „die Frechheit beim Staat ist, dass wir ihn mit unseren Steuern dafür zahlen, dass er uns traktiert.“

„Obwohl: bei deiner Steuerleistung würden sich die Traktierereien sehr im Rahmen halten“, meinte Karl.

Roby und Hubert lachten so laut, dass Fiffy unter der Bank ganz unruhig wurde.

„Trotzdem“, beharrte Roby, „wir bezahlen diese Beamtenbrut, damit sie uns überprüft, kontrolliert, einsperrt und uns das Leben vermiest. Aber bei mir schauen sie diesmal durch die Finger, das kann ich jetzt schon garantieren.“

„Was willst du groß gegen die Völserstraße unternehmen?“, fragte Hubert resignierend. „Gegen den Staat bist du machtlos. Mir geht es mit dem Finanzamt und mit

der Krankenkasse nicht anders. Ich werde blechen müssen, und du wirst in die Völserstraße einrücken müssen. Uns kleinen Würstchen bleibt nichts anderes übrig, als immer brav zu kuschen.“

Roby schüttete das Bier und den Beschleuniger in sich hinein und rief selbstsicher: „Das werden wir noch sehen!“

Eine trostlose Verabschiedung in der Völserstraße

Vom Taxi aus kann der Student deutlich die verweinten Augen der Frau sehen, als sie ihren Begleiter vor dem Gefängnis zum Abschied umarmt. Auf der Fahrt in die Völserstraße haben die beiden während der ganzen Viertelstunde kaum ein Wort miteinander geredet. Nur einmal hat der Fahrgast einen Herrn Professor erwähnt, der sich bei ihm melden sollte, wenn er wieder im Lande wäre: „Sag dem Professor, er soll mich besuchen kommen.“ Und dann hat er noch leicht ironisch, zumindest kam es dem Studenten so vor, hinzugefügt: „Sag ihm, jetzt hätte ich genügend Zeit, das Buch zu schreiben.“ Auch wenn das mit dem Buch nicht ganz ernst gemeint geklungen hat – ein wenig geheimnisvoll hat es auf den Studenten doch gewirkt.

Nach der Verabschiedung lässt sich die Frau in die Stadt bringen. Neugierig geworden auf dieses seltsame Paar ringt er sich, obwohl er Angst hat, sie könnte seine Aufforderung falsch verstehen, schließlich doch durch sie einzuladen, mit ihm noch etwas trinken zu gehen.

„Ich bin die Rosy“, gibt sie zur Antwort, „und etwas trinken zu gehen halte ich für eine sehr gute Idee. Ich brauche heute noch jede Menge zu trinken.“

„Ist das dein Freund gewesen?“, fragt er.

„Ja, das ist mein Freund. Roby ist mein Freund und darum muss ich heute noch sehr viel Alkohol in mich hineinschütten“, sagt Rosy.

„Warum muss er denn ins Gefängnis?“

„Warum? Warum? Das Ganze ist eine große Scheiße, sonst nichts. Das kannst du mir glauben.“

Wie Rosy und Roby zusammenfinden und welche Rolle der Doktor Schiwago dabei spielt

Zum fünfunddreißigsten Geburtstag von Rosy hatte Roby eine großartige Idee: Er besorgte den „Doktor Schiwago“-Film auf Video. „Doktor Schiwago“ war nämlich Rosys Lieblingsfilm. Sie fiel Roby um den Hals und zerrte ihn auf die Liebesinsel, wie Roby seine Holzbettkonstruktion nannte.

Die beiden kannten einander schon seit einiger Zeit, waren auch gelegentlich gemeinsam auf der Liebesinsel gelandet, aber von einer festen Verbindung konnte man bis dahin nicht sprechen – Rosy war schließlich verheiratet, und so richtig gefunkt hatte es zwischen ihnen auch noch nicht. Erst mit diesem Geburtstag von Rosy, genauer gesagt mit dem „Doktor Schiwago“-Video begann ihre engere Verbindung.

Die beiden feierten drei Tage ohne Unterbrechung. „In diesen drei Tagen“, erzählte Roby dem Professor später einmal, „hat Rosy den Film sicher fünfzigmal angeschaut. Und jedes Mal hat sie geheult wie ein Schloshund, weil ihr das Schicksal von Lara so nahe gegangen ist.“

Natürlich war das eine der üblichen Übertreibungen von Roby, und natürlich hat Rosy den Film in diesen drei Tagen nicht fünfzigmal, sondern höchstens zwei- bis dreimal gesehen. Aber im Grunde lag Roby doch nicht so falsch, denn obwohl Rosy „Doktor Schiwago“ schon so gut wie auswendig kannte, ließ sie die Liebesgeschichte zwischen Lara und Doktor Schiwago doch jedes Mal wieder in Tränen ausbrechen. Und Roby hatte auch Recht mit seiner Feststellung, was für eine weichherzige, tief fühlende Frau Rosy sein konnte, wobei die Betonung vor allem auf dem auch lag – denn

Rosy konnte „auch“ ganz anders: Als ihr Ehemann es wagte, während ihrer dreitägigen Geburtstagsfeier bei Roby vorbeizukommen, um mit ihr zu reden, warf sie ihn hochkant hinaus.

„Hau ab“, schrie sie, „bevor ich zu anderen Mitteln greifen muss!“ Und ihr Ehemann gehorchte auf der Stelle, verschwand und ließ die beiden in Frieden.

„So weit kommt es noch“, sagte Rosy nachher, „dass ich mir von diesem Stinker meinen Geburtstag versauen lasse. Er hat mich so schon genug Nerven gekostet.“

Kurt war pensionierter Lokomotivführer, fast zwanzig Jahre älter als sie und Rosys zweiter Ehemann. Umgekehrt war Rosy bereits die dritte Ehefrau von Kurt, sodass sie zusammen insgesamt fünfmal verheiratet gewesen sind. Als Lokomotivführer der ÖBB war Kurt schon seit Jahren in Pension und nützte diese dazu, um seine fixe Idee zu verwirklichen, nach der Hochzeit mit Rosy ein Haus zu bauen. Kurt hatte schon in seinen beiden vorigen Ehen jeweils ein Haus gebaut, die nach den Scheidungen natürlich bei seinen Exfrauen geblieben waren. Mit Rosy wollte er noch einmal ein neues, glückliches Leben in einem neuen Haus beginnen. Sie verließen ihre Heimat, das Weinviertel, und weil ihnen vorkam, dass Tirol und das Weinviertel, was das Wesen der Menschen anbelangt, sehr ähnlich waren, wählten sie Tirol als ihre neue Heimat.

Obwohl Kurt bei der ÖBB beschäftigt gewesen war, gehörte er zu den fleißigen Arbeitern, zumindest nach Dienstschluss. Sonst hätte er kaum drei Häuser bauen können. Dennoch verstand er es auch, das süße Leben zu genießen, und da er kein Kostverächter war, trieb er sich nächtelang in Wirtshäusern herum – ohne seine Frau. Auch Rosy gehörte nicht zu den Kindern von Traurigkeit, und so hatte sie es bald satt, allein daheim herumzusitzen

und womöglich noch Pullover zu stricken oder Socken zu stopfen. So tauchte sie immer öfter in der Kugellagerbar auf, lernte dort Roby kennen und landete immer wieder in Robys Garage und auf seiner Liebesinsel, bis schließlich, mit ihrem fünfunddreißigsten Geburtstag und Doktor Schiwago, ihre intensive Beziehung begann.

Aber Roby wäre nicht Roby gewesen, wenn er diesen unspektakulären Hergang nicht auf seine Art noch ein wenig ausgeschmückt hätte. Wenn Roby etwas erzählte, dann immer so, dass der Zuhörer mehr davon hatte als bloß die nackten Tatsachen. Er lieferte überzeugendere Darstellungen, poetische Variationen, hob Details hervor und schmückte Handlungsstränge aus, um den Kern einer Geschichte besser in den Mittelpunkt zu rücken und prachtvoller erscheinen zu lassen. Nicht nur die Fakten sollten zählen – schließlich stecken ja hinter jeder Geschichte immer jede Menge anderer Geschichten, die ihre Richtigkeit haben, auch wenn sie auf den ersten Blick vielleicht falsch oder erlogen erscheinen mögen. Und die Wahrheit kann ohnehin nie ganz genau getroffen werden, weil die Sprache immer nur eine Annäherung ist.

Roby gehörte zu jener Sorte von Menschen, die die Fragwürdigkeit des Wortes instinktiv spüren. Darum bemühte er sich redlich, alle Register der Sprache zu ziehen, um so viel Licht – oder auch Dunkelheit – wie möglich in eine Geschichte zu bringen, und dabei, das war Roby bewusst, durfte man sich nicht bloß auf Daten und Fakten beschränken. Darum erzählte er dem Professor einmal die folgende Geschichte, als dieser wissen wollte, wie er Rosy kennen gelernt hatte:

„Das war ganz einfach. Rosy und ihr Kurt haben das Haus gebaut. Du kennst ja Kurt. Er ist dauernd unterwegs, nächtelang, tagelang. Und die arme Rosy ist tagaus und

tagein allein zu Hause herumgesessen, hat einen Pullover nach dem anderen gestrickt und unentwegt Socken gestopft, bis ihr das Hausfrauendasein endgültig gereicht hat. Darum hat sie eines Abends beschlossen, dass mit diesem Leben Schluss sein muss. Sie ist ins Bad gegangen, hat sich geschminkt, in Schale geworfen und das Haus mit dem festen Vorsatz verlassen, den Erstbesten, der ihr über den Weg laufen würde, noch am gleichen Abend ins Bett zu zerren. Und wie es der Teufel haben wollte, war dieser Erstbeste ich. So sind wir zusammengekommen.“

Mit ihren 35 Jahren war Rosy nicht nur in ihrem besten Alter, sie schaute auch dementsprechend aus. Sie zog die Blicke der Männer auf sich, und das nicht nur, wenn sie in hautengen Jeans steckte. Ihre schlanke Figur, ihr pulsierendes Hinterteil und vor allem ihr wippender Vorbau, diese „barocken Wölbungen“, wie Roby sie dem Professor gegenüber einmal bezeichnete, ließen vielen Männern das Wasser im Mund zusammenlaufen – natürlich auch Roby.

Aber nicht nur fulminantes Aussehen beeindruckte ihn, was ihn wahrscheinlich noch mehr faszinierte war ihr Beruf: Über Jahre hatte Rosy nämlich als Fernfahrerinnen Lastzüge durch halb Europa und bis hinunter in den Nahen Osten gelenkt. Diese Leidenschaft hatte sie, wie Rosy erzählte, von ihrem Vater vererbt bekommen. Im Weinviertel, wo sie aufgewachsen ist, war ihr Vater als Postbusfahrer unterwegs. „Von ihm habe ich zwei Dinge gelernt“, meinte Rosy, „die Sauferei und das Autofahren.“

Bereits als Vierzehnjährige setzte er sie zum ersten Mal ans Lenkrad. Einmal ließ er sie mit dem Postbus über eine Landstraße brausen, bis ihr plötzlich ein anderer Postbus entgegenkam. Sie war sich sicher, dass sich das nie ausgeben würde – aber es ging, und von diesem erregenden

Abenteuer an tat sie nichts lieber, als mit großen Fahrzeugen durch die Gegend zu gondeln.

„Mein Vater war ein verrückter Hund. Er war begeistert, dass ich die Fahrerei so geil fand. Aber auf der anderen Seite hat er mir auch das Saufen beigebracht, und das war nicht so gut wie das mit den Autos.“ Rosy war als junges Mädchen etwas mollig, und deshalb sah es der Vater gar nicht gerne, wenn sie im Gasthaus Limonaden bestellte. „Von diesen Zuckersäften wirst du nur dick“, sagte er. „Trink besser weiß Gespritzte, davon nimmst du ab.“ Damals war Rosy noch ein folgsames Mädchen und sie stellte ihre Trinkgewohnheiten auf Gespritzte um, ein Laster, das ihr fortan ebenso erhalten blieb wie die Begeisterung für große Autos. Mit achtzehn machte sie ihren Führerschein und verdiente bald als LKW-Fahrerin ihr Geld.

Auch jetzt war sie noch manchmal als Aushilfe am Lenkrad unterwegs und arbeitete bei ihrer alten Firma, wenn Not am Mann war. Rosy besaß sämtliche Lenkerberechtigungen, vom Motorrad über den Sattelschlepper bis hin zum Traktor. Diese Tatsache nötigte Roby mehr Respekt ab als ihre gute Figur.

„Du magst das Doktorat haben“, sagte er einmal zum Professor, „aber Rosy hat alle Führerscheine. Dagegen kannst du dir deinen akademischen Titel in den Arsch schieben.“

Natürlich hatte Roby selbst auch schon alles gefahren, was Räder hatte, er tat das allerdings ohne behördliche Bewilligung. Zwar war er schon in halb Europa unterwegs gewesen und unternahm auch mit den Autos, die er reparierte, immer wieder kleine Probefahrten, einen Führerschein besaß er jedoch nicht.

„Wann haben sie dir den Führerschein denn abgenommen?“, fragte ihn der Professor einmal.

„Wieso abgenommen? Ich hab noch nie einen besessen.“

Der Professor schnappte nach Luft. „Aber ich erinnere mich doch, dass du früher mit einem Rettungswagen unterwegs warst und mich sogar einmal in die Klinik gebracht hast.“

„Ja, natürlich. Ich hab auch immer wieder die Schihaxen nach Holland überstellt.“

„Ohne Führerschein?“, fragte der Professor ungläubig.

„Natürlich ohne Führerschein. Wer kontrolliert schon den Chauffeur eines Rettungswagens?“

„Das ist doch nicht möglich“, meinte der Professor, ganz Lehrer, „dann bist du immer schwarz unterwegs gewesen?“

„Ganz schwarz auch wieder nicht. Den türkischen Trafikantenschein besitze ich schon – aber der ist hierzulande leider ungültig.“

Wie Roby sich nicht nur in Rosys Herz einnistet, sondern sich auch ihren Respekt verschafft

Nachdem die beiden Rosys Geburtstag ausgiebig gefeiert hatten, waren sie pleite. Rosy hätte sich von Kurt Geld holen müssen, das wollte sie nicht, und da bei Roby die Fabrikstore geschlossen waren, kam auch auf diesem Weg nichts ins Haus.

Wenn Roby von seiner Fabrik redete, dann meinte er die Holzbaracke, die gleich neben seiner Garage stand: In diesem verwitterten Stadel war früher landwirtschaftliches Gerät untergebracht gewesen, bis Robys Cousin ihm das Gebäude gemeinsam mit der Garage und der Pergola zur Verfügung gestellt hatte. Roby hatte sich darin eine kleine Werkstätte eingerichtet, mit einem Kompressor, Spritzpistolen, Schraubenschlüsseln und allem, was an Werkzeug noch dazu gehörte. Hier hielt sich Roby mit allerhand Gelegenheitsarbeiten über Wasser, vor allem mit kleineren Autoreparaturen und Spenglerarbeiten. Er klopfte Dellen aus der Karosserie, spachtelte und spritzte oder schweißte Roststellen am Fahrgestell, damit der Besitzer das Pickerl wieder für ein Jahr bekam. Solche Aufträge erhielt Roby genug, weil er nicht nur preisgünstig, sondern vor allem auch steuerschonend arbeitete. Zudem schanzte ihm auch ein Gebrauchtwagenhändler mit Namen Kraxner immer wieder Aufträge zu.

Aber auch über Autos hinaus war Roby ein geschickter Handwerker und erledigte jede Menge anderer Arbeiten, ob es sich ums Verfliesen eines Bades oder das Ausmalen eines Wohnzimmers handelte. Das einzige Problem war, dass Roby bei der Einhaltung von Terminen gewisse Flexibilität von seinen Auftraggebern verlangte, denn

er hatte seine eigene Zeiteinteilung, und wenn er einmal einen oder zwei Tage keine Lust zur Arbeit hatte, dann ließ er sie ruhen – und der Achtstundenarbeitstag gehörte auch nicht zu den Einrichtungen, denen er sich unterordnen wollte. Er teilte sich seine Arbeitszeit nach seinen eigenen Vorstellungen ein und orientierte sich dabei vor allem an seinen Bedürfnissen – das hieß, dass er gerade so viel arbeitete, um seinen bescheidenen Lebensunterhalt zu bestreiten. Wer zu viel Geld besäße, meinte er, käme nur auf dumme Gedanken, darum halte er sich beim Geldverdienen eher zurück.

Da nun eben aufgrund der Geburtstagsfeierlichkeiten die Arbeit ruhte und Roby auch keine Lust verspürte, sie wieder aufzunehmen, mussten er und Rosy andere Wege finden, um das nötige Kleingeld aufzutreiben, denn schließlich sollte gegessen und getrunken werden, und ein Kurzbesuch in der Kugellagerbar sollte zwischendurch auch möglich sein.

Wenn Roby finanziell ganz schlecht dran war und nicht weiter wusste, dann war sein Freund Edi stets die letzte Rettung. Um Edis Hilfe aber nicht überzustrapazieren – denn natürlich war Roby finanziell häufig schlecht dran –, beschränkte er seine Anrufe bei ihm auf ein oder zwei pro Jahr und konnte sich dann auch immer auf Edis Hilfe verlassen, denn die beiden verband, obwohl sie inzwischen nur noch wenig Kontakt hatten, eine alte Freundschaft.

Roby und Edi waren miteinander aufgewachsen, hatten miteinander die Schule besucht und sie miteinander nicht zu selten geschwänzt, besaßen als Hauptschüler miteinander ihr erstes Auto, standen als Jugendliche miteinander das erste Mal vor dem Richter und saßen Jahre später sogar einmal miteinander im Gefängnis. So viele gemeinsame Erfahrungen verbinden ein ganzes Leben lang.

Als Edi dann in die Landeshauptstadt zog, trennten sich ihre Wege, ohne dass sie sich je ganz aus den Augen verloren hätten. Edi etablierte sich dort rasch, allerdings nicht gerade in den nobelsten Kreisen: Rauschgift, Nachtlokale und Glücksspiel, um das Ganze vornehm zu umschreiben, das war nun Edis Welt, bis er schließlich für längere Zeit aus dem Verkehr gezogen wurde – diesmal aber nicht im Hotel „Sonnenschein“ in der Völserstraße, wo ja eher die Kleinkriminellen Unterkunft und Verpflegung bezogen, sondern in einem Zuchthaus für schwere Kaliber.

Dort legte Edi, der ein kluger Kopf war, das Fundament für ein neues Leben. Er schloss im Gefängnis eine fundierte Ausbildung zum Webdesigner ab und verstand es nach seiner Entlassung vorzüglich, diese in Geld umzumünzen. Er entwickelte und betreute Sex- und Pornoseiten im Internet, womit er so viel verdiente, dass er sehr bald ein eigenes kleines, aber feines Etablissement übernehmen konnte, das er inzwischen recht gewinnbringend führte. So gewinnbringend, dass er auch ehemaligen Freunden hin und wieder unter die Arme greifen konnte.

Nachdem sich Roby im Etablissement erkundigt hatte, ob Edi anwesend wäre, bestellte er in der Kugellagerbar ein Taxi, um sich in die Stadt bringen zu lassen.

„Wozu brauchst du ein Taxi?“, fragte Rosy erstaunt.
„Wir sind doch pleite.“

„Eben weil wir pleite sind, brauche ich ein Taxi. Ich muss in die Stadt fahren, um Geld zu besorgen.“

„Wo willst du in der Stadt Geld auftreiben?“, fragte sie und dann, nachdem ihr Roby erzählt hatte, in welches Lokal er fahren wolle: „Was hast du in diesem Etablissement zu tun? Dafür hast du doch mich! Oder bist du daran beteiligt?“

„Leider nicht“, sagte Roby, der Rosys Erstaunen auskostete. „Aber ich habe meine Verbindungen. Wenn du willst, kannst du ja mitkommen.“

Obwohl Rosy nicht sicher war, ob Roby nicht wieder einen seiner Späße mit ihr trieb, war sie neugierig geworden, denn schließlich gehen Männer normalerweise in derartige Einrichtungen, um dort ihr Geld abzuliefern, und nicht, um Geld zu bekommen. So brachte das Taxi die beiden an ihr Ziel, wo Roby, der sich hier bestens auskannte und wusste, wo er Edi finden konnte, direkt auf das Hinterzimmer zusteuerte.

Edi freute sich sichtlich, Roby wieder einmal zu sehen, wemgleich ihm der Grund für Robys Besuch sofort klar war. Nach der kurzen Begrüßung fragte er ihn sofort, wie viel er diesmal benötigen würde. Roby drückte nicht lange herum und nannte eine eher niedrige Summe, im Wissen, dass Edi ohnehin noch etwas drauflegen würde. Und wirklich meinte dieser lächelnd: „Was willst du mit zweihundert Euro, da kannst du deinem holden Goldengel ja nichts bieten“ und steckte Roby, unter den überraschten Blicken von Rosy, nicht weniger als fünf Hunderterscheine zu, ehe sie hinaus an die Bar gingen, einige Drinks zu sich nahmen und von ihren guten alten Schulschwänzerzeiten und ihrem Aufenthalt im Hotel „Sonnenschein“ schwärmten.

Als sie später wieder im Taxi saßen, war Rosy noch immer so verdutzt, dass sie kaum ein Wort herausbrachte. Als Roby ihr aber auch noch vorschlug, in ein gutes Restaurant essen oder ins Kino zu gehen, meinte sie, sie wolle eigentlich nur noch zurück in die Kugellagerbar, in ihre gewohnte Umgebung, wo sie dann endlich wieder zu ihrer gewohnten Sprache zurückfinden konnte.

Was aus Roby und Rosy werden würde,
wenn Roby ins Hotel „Sonnenschein“ müsste

So war innerhalb von wenigen Tagen aus Roby und Rosy ein Paar geworden – und das war schließlich auch der Grund, weshalb der „Rekommandierte“ so heftig an seinen Nerven zerrte. Zum ersten Mal in seinem Leben war Roby bewusst, welchen Verlust er erleiden würde, wenn er eingesperrt würde. Und auch wenn der Brief auch Tage später noch immer ungeöffnet auf der Sitzbank hinter dem Tisch lag, war Roby doch klar, dass die übliche Galgenfrist von vier Wochen, bis er sich an den Pforten des Hotels „Sonnenschein“ zu melden hatte, gnadenlos verstrich. Danach würden wieder die Gendarmen in Aktion treten, so wie beim letzten Mal, und ihn vorführen.

Aber was sollte er unternehmen? Sich nur zu denken, dass sie ihn diesmal nicht erwischen würden, war wohl zu wenig. Roby war etwas ratlos. Seine Gedanken kreisten um eine Flucht. „Ich hau ab“, dachte er, „dann können sie mir den Schuh aufblasen.“ Nur: Wohin sollte er? Nach Palermo? Zur Mafia? Oder nach Neapel? Zur Camorra? Aber das waren nur Hirngespinnste, keine realistischen Alternativen, und so nahm er seine Fluchtpläne im Grunde selbst nicht ernst, bis sich plötzlich die Möglichkeit ergab, zumindest für zwei Wochen abzuhauen: Rosy musste bei ihrer früheren Firma für einen erkrankten Lkw-Fahrer einspringen und Roby konnte sie begleiten. So kam er zumindest für vierzehn Tage weg, und vielleicht würde sich unterwegs noch etwas anderes ergeben, man konnte ja nie wissen.

Ihre erste Fahrt führte sie Richtung Hamburg. Bereits nach wenigen hundert Kilometern krachten sie bei Stutt-

gart in ein amerikanisches Militärfahrzeug, doch der Schaden hielt sich zum Glück, zumindest bei Rosys Lkw, in Grenzen, und so konnten sie ihren Weg nach Hamburg fortsetzen. Von dort ging es dann nach Triest, wo sie eine Ladung Kaffee abholten.

Als sie bei der Rückfahrt eine Pause am Gardasee einlegten und Pizza aßen, kam Roby auf die Idee, den Kaffee nicht hinauf nach Berlin zu führen, sondern mit der Ladung in den Süden zu reisen und sie dort zu verhöckern. Aber für solche krummen Dinger war Rosy nicht zu haben, einmal abgesehen davon, dass ihnen in Süditalien, war Rosy überzeugt, die Ladung nicht abgekauft, sondern höchstens abgeknöpft worden wäre.

Also setzten sie die Fahrt nach Berlin fort und mussten dann nach Polen, wo sie Landmaschinen für Italien abholen sollten. Auf dieser Polenfahrt passierte nicht viel, außer dass sie einmal mit dem Lkw in einem Tunnel stecken blieben und die Feuerwehr zur Hauptverkehrszeit kommen musste, um sie zu befreien, und einmal überquerten sie mit ihrem 38-Tonner mit Vollgas eine schmale Holzbrücke, die nur für sechs Tonnen bewilligt war.

Die Fahrt zurück nach Tirol verlief dann wirklich ohne besondere Zwischenfälle, und sie wurden auch nie aufgehalten, wenn Roby einmal am Steuer saß. Trotzdem war die Stimmung etwas gedrückt: Es waren tolle Fahrten und herrliche Tage mit Rosy gewesen, aber nun, wo sie zurück nach Hause kamen, war Roby wieder mit seinen alten Problemen konfrontiert und musste jeden Tag damit rechnen, von der Gendarmerie abgeholt zu werden.

Vielleicht hätte er in Polen bleiben und sich einer Autoschieberbande anschließen sollen, überlegte er, zweifellos hätte es dafür, jedes Auto in Sekundenschnelle zu knacken, kaum einen besseren Fachmann gegeben

als ihn. Oder vielleicht wäre der Kaffeetransport von Triest, wenn schon nicht für Süditalien, so zumindest doch ein Fall für Jugoslawien gewesen, denn dort, hatte er einmal gehört, würde Kaffee so teuer gehandelt wie Gold. Er hätte alles verscherbeln und sich dort am Meer einige schöne Monate machen sollen – mehr als eine Haftstrafe wäre da auch nicht passiert, so geisterte es in seinem Kopf herum.

Wenn nur dieser verdammte Brief nicht gewesen wäre! So schön hätten er und Rosy es daheim haben können, noch viel schöner als auf der Landstraße, denn so aufregend die Fahrten durch Mitteleuropa auch waren, auf ihrer gemeinsamen Tour hatte Roby eine seltsame Entdeckung gemacht: Wenn Rosy hinterm Lenkrad saß, dann schien sich ihr Wesen zu verändern. Sie trank zwar nicht weniger als sonst, nein, das nicht, aber am Steuer schien ihr Lustempfinden völlig zu verschwinden. Es war, als ob der Sattelschlepper ihn als Geliebten ersetzt hätte, denn auf der gesamten Reise hatte Rosy keinerlei Verlangen mehr nach einem Mann – nichts, nur tote Hose. Erst daheim auf seiner Liebesinsel war sie wieder die Alte, und Roby konnte wieder sein Bestes geben. Kaum hielt sie kein Lenkrad mehr in Händen, war ihre alte Lust wieder mit ganzer Wucht vorhanden.

Einmal sagte Rosy, und deutete dabei mit dem Kopf auf den Brief: „Ich brauche einen Mann im Bett und keinen im Hotel ‚Sonnenschein‘“, und ein andermal meinte sie: „Ich bin keine Mutter Theresa.“ Rosy war zwar ein toller Kumpel, aber sie stellte ihre Ansprüche.

„Wenn ich für ein halbes Jahr weg wäre, würdest du sicher nicht auf mich warten“, sagte Roby einmal melancholisch.

„Nein“, antwortete Rosy trocken, „das kann ich dir schon heute versprechen. Ein halbes Jahr ohne Mann ist nichts für mich.“

„Die zwei Wochen, in denen wir unterwegs waren, habe ich aber auch verzichten müssen!“

„Das ist etwas anderes. Wenn ich hinterm Lenkrad sitze, brauche ich keinen Mann.“

„Dann könntest du ja einmal sechs Monate mit einem Lastwagen unterwegs sein, bis ich wieder entlassen werde.“

„Bist du verrückt? Ich bin doch nicht auf der Welt, um mich für einen Mann aufzuopfern!“

„Beim Doktor Schiwago heulst du aber jedes Mal wie ein Schloshund.“

„Leider bist du nicht der Doktor Schiwago. Beim Doktor Schiwago geht es um die wahre Liebe.“

„Ach so“, meinte Roby, „ich verstehe.“

„Dann ist's gut“, meinte Rosy abschließend.

Dass Rosy darauf bestand, dass ihre Ansprüche im Bett erfüllt wurden, hatte auch ihr Mann zu spüren bekommen, der sich einige Male bei Roby ausweinte.

„Ich kann meine Rosy ja verstehen“, schluchzte Kurt, „dass sie einen jüngeren Mann, so einen wie dich braucht, weil ich es im Bett nicht mehr bringe. Ich habe ja auch nichts dagegen, aber hin und wieder könnte sie trotzdem ein bisschen netter sein und zu mir ins Bett huschen. Wenigstens, damit ich sie ein wenig an mich drücken kann. Mehr würde ich ja nicht verlangen. Nur, dass sie manchmal in mein Bett schlüpf.“

„Das müsst ihr euch schon selber ausreden. Das geht mich nichts an“, sagte Roby, „aber die Rosy ist eben keine Frau, die daheim herumsitzt und Socken stopft.“

„Das ist mir schon klar, dass sie etwas anderes im Kopf hat, aber was soll ich machen, wenn nichts mehr läuft. Ich bin ja schon beim Arzt gewesen, aber das hat alles nichts genützt.“

„Dann ist guter Rat teuer“, sagte Roby zu Kurt, „mir geht's ja auch nicht viel besser. Ich habe zwar dein Problem nicht, aber wenn sie mich jetzt wieder für ein halbes Jahr aus dem Verkehr ziehen, dann kann ich die Rosy auch in den Kamin schreiben.“

Plötzlich sah Kurt so wieder eine Chance, seine Frau zurückzubekommen. „Wenn du in die Völserstraße musst“, sagte Kurt, „dann kann sie ja für diese Zeit wieder zu mir zurück. Und danach schauen wir einfach, wie es weitergeht. Ich kann ja noch einen anderen Arzt fragen, vielleicht hilft der mir wieder auf die Sprünge.“

„Moment, Moment! Noch bin ich nicht in der Völserstraße.“

„Ich mein ja bloß: Für den Fall, dass du doch wieder einrücken musst. Da könnten wir uns doch arrangieren, dass sie vorübergehend wieder in mein Bett kommt. Wenn es sein muss, dann schaue ich mit ihr jeden Abend den ‚Doktor Schiwago‘ an, obwohl ich den Film schon weiß der Teufel wie oft gesehen habe.“

Als er Rosy später auf dieses Gespräch mit ihrem Ehemann anredete, hatte sie für ihn nur eine abfällige Handbewegung übrig. „Der kann seinen Franzl hineinstecken, wohin er will. Nur mich soll er in Frieden lassen.“

Damit war für Roby allerdings auch klar, was aus ihm und Rosy werden würde, wenn er tatsächlich in die Völserstraße müsste – und obwohl er das nie zugegeben hätte: Irgendwie schmerzte ihn das sogar.

Rosy und der Student kommen in die Kugellagerbar

Am frühen Abend tauchen der Student und Rosy wieder in der Kugellagerbar auf. Sie sind immer noch mit dem Taxi unterwegs, diesmal aber sitzt der Student nicht am Steuer, sondern am Beifahrersitz. Nachdem er am frühen Nachmittag mit Rosy in die Stadt gefahren ist, hat er den Wagen zurückgegeben und ist mit Rosy durch die Lokale gezogen. Mittlerweile hätte er ohnehin nicht mehr selbst fahren dürfen, dazu hat er schon viel zu viel getrunken.

Auf der Herfahrt hat der Student Rosy gefragt, woher denn der Name „Kugellagerbar“ komme, ihn erinnere er an einen Wildwestfilm mit Schlägereien und Schießereien. Aber Rosy nahm ihm sofort diese Romantik: „Eine Zeit lang hat die Kugellagerbar ein ehemaliger Automechaniker geführt, und damals waren fast ausnahmslos Mechaniker zu Gast. So ist dieser Spitzname entstanden“, klärt sie ihn auf.

Die Kugellagerbar ist gesteckt voll. Der Zigarettenrauch ist so dicht, dass man einen Nebelscheinwerfer gebrauchen könnte, um bis zum Nachbartisch sehen zu können. Hubert bringt den beiden etwas zu trinken und fragt, ob sie Roby wohlbehalten abgeliefert haben. Das hören die anderen Gäste der Bar, und so wird Robys Inhaftierung für eine Weile zum Gesprächsthema unter ihnen. Sätze wie „Das nächste halbe Jahr wird Hubert schwere Geschäftseinbußen hinzunehmen haben, wenn Roby aus dem Verkehr gezogen ist“ oder „Roby hat's gut. Er hat jetzt sechs Monate Vollpension auf Staatskosten“ oder „Wer führt eigentlich in der Zwischenzeit Robys Fabrik weiter?“ schwirren durch den Raum, nur Hansi sitzt still am Tisch, denn er ist so betrunken, dass er mit dem Kopf auf dem Wirtshaustisch eingeschlafen ist. Hubert hat ihn schon mehrmals durchgeschüttelt und versucht, ihn zu wecken, aber Hansi schläft den Schlaf des Gerechten.

Nachdem Rosy in der Stadt noch meistens weiß Gespritzte getrunken hat, bestellt sie jetzt in der Kugellagerbar ausschließlich Schnaps, und wenn Rosy nur noch Schnaps trinkt, dann hat das oft böse Folgen, vor

allem was ihre Lautstärke betrifft. Die blöden Bemerkungen, die in der Bierlaune der Gäste über Roby fallen, ärgern sie, und als dann auch noch die Anspielung fallen gelassen wird, dass sie wohl schon ihren neuen Begleiter dabei habe, wird es Rosy zu viel. Sie springt von ihrem Stuhl auf und beginnt wie eine Furie loszuschreien: „Halt dein blödes Maul, du unnötiger Wichser!“, brüllt sie ihr Gegenüber an, und wenn ihre beiden Tischnachbarn sie nicht an den Armen festhalten würden, wäre sie ihm schon an die Gurgel gesprungen.

„Beruhig dich, Rosy“, sagt Hubert gelassen. Er kennt Rosy und ihre Schnapsausfälle, und auch die anderen Gäste lächeln darüber, denn schließlich haben sie solche Brüllkonzerte schon oft genug miterlebt und empfinden sie eher als willkommene Unterhaltung. Wenn solche Anfälle nicht allzu lange dauern, ist alles in bester Ordnung.

Aber Rosy lässt sich nicht so schnell beruhigen, sondern schreit weiter und beschimpft nacheinander alle im Lokal als miese Schweine und unnötige Hirnwichser. „Jetzt wissen wir es“, meint darauf ein Stammgast, „du darfst dich wieder setzen.“ Erst dann beruhigt sie sich langsam wieder.

Neben dem Unterhaltungswert hat Rosys Geschrei aber noch den Effekt, dass Hansi wieder zu sich kommt, den Kopf hebt und wie ein verrirrter Astronaut in die Runde schaut. Sobald er sich etwas erfangen hat, bestellt er gleich ein Bier. Aber Hubert gibt ihm nichts mehr, sondern schickt ihn nach Hause, und folgsam, wenn auch unter Mühen, steht Hansi auf und torkelt zur Kugellagerbar hinaus. Als er die Tür hinter sich schließt, murmelt er vor sich hin: „Ich geh jetzt nach Hause und häng mich auf“, woraufhin Hubert feststellt: „Aha, unser Hansi macht wieder einmal Schluss.“

Welche Idee Hansi schon lange verfolgt und wie er Roby davon überzeugen will

Wenn Hansi bei Roby auftauchte, war der stets auf der Hut, denn Hansi kam vor allem auf Besuch, wenn er ihn anschnorren wollte. Ein paar Gläser Schnaps, einige Flaschen Bier oder Geld für eine Packung Zigaretten, denn er war in der Regel pleite.

Hansi lebte einige Häuser oberhalb von Robys Garage. Er war knapp fünfzig und ein Phänomen. Er hatte dichtes graues Haar und einen voluminösen Schnurrbart, wie ihn Nietzsche in seinen letzten Lebensjahren getragen hatte. Zwei kurze braune Stumpen in seinem Mund waren die kläglichen Überreste seiner Zähne, und seine Gesichtszüge waren so markant und knorrig wie die der verwurzelten Tiroler von Paul Flora.

Hansi hatte schon mehrere Selbstmordversuche hinter sich. Jedes Mal, wenn er bei Roby zu Besuch war, sagte er zum Abschied: „Jetzt geh ich heim und häng mich auf.“ Eigentlich hätte Hansi ins Buch der Rekorde aufgenommen werden müssen, denn schon seit 25 Jahren kündigte er regelmäßig seinen Selbstmord an. Das Ganze war eine Tragödie, keine Frage: Hansi war schon seit seiner Jugend, wahrscheinlich schon seit seiner Kindheit ein verzweifelter Mensch, der mit dem normalen Leben nie zurande kam und für den es keinen anderen Ausweg zu geben schien als die Flucht in den Tod, um sein schweres Leben hinter sich zu haben.

Einmal hatte er versucht, sich im Stiegenhaus aufzuhängen. Da das Seil zu lang war, fiel er aber die Stiege hinunter und brach sich den Knöchel. Ein andermal wollte er in einem Stadel seinem Leben ein Ende bereiten, aber als er vom Stuhl sprang, brach der Balken, an

dem er das Seil befestigt hatte, und traf ihn zu allem Unglück auch noch am Kopf, sodass er einige Tage lang mit einem Turban herumlaufen musste.

Da Hansi seinen Abgang schon seit einem Vierteljahrhundert ankündigte, nahm ihn keiner mehr ernst, schon gar nicht Roby. Einmal spazierte Roby nachts am Haus von Hansi vorbei und rief durchs offene Fenster im Vorübergehen hinein: „Heute häng ich mich auf“, worauf von drinnen wie aus der Pistole geschossen die Antwort kam: „Ich auch!“

Hansi war wie Roby freischaffender Mechaniker. In seiner Jugend hatte er seine Lehre nach zwei Jahren abgebrochen, weil er schon damals dem Alkohol zu verfallen begonnen hatte. Dann machte er sich bald selbständig und reparierte in einem ehemaligen Heustadel Autos. Auch Roby hatte eine Zeit lang mit ihm zusammengearbeitet, denn Hansi war ein ausgezeichneter Automechaniker und darüber hinaus auch noch ein begabter Rennfahrer. Vor vielen Jahren hatten Roby und Hansi gemeinsam Auto-Cross-Rennen bestritten, und Hansi hatte das ehrgeizige Ziel verfolgt, irgendwann einmal in die Formel I einzusteigen. Während seiner kurzen Karriere als Autorennfahrer sorgte er auch wirklich für einiges Aufsehen, denn er baute die spektakulärsten Unfälle, sodass er als unübertroffener Bruchpilot bei den Cross-Freaks galt. Er sah zwar selten die Zielflagge, aber seine Unfälle waren legendär und zählten noch Jahre danach zu einem fixen Bestandteil in den Erzählungen der Szene. Kein anderer Rennfahrer hat derartige Saltos geschlagen, ist derart wild und ungestüm gefahren wie Hansi. Und darüber hinaus schien er über eine ganze Armada von Schutzengeln zu verfügen, denn bei Unfällen, die bei anderen zu Verstümmelungen oder sogar zum Tod geführt hätten, trug er nur einige Knochenbrüche, Hautabschürfungen und Platzwunden davon. Wie

eine Katze verfügte er offenbar über sieben Leben, denn weder die Rennfahrerei noch die Selbstmordversuche konnten ihn umbringen.

„Hallo Roby“, sagte Hansi zur Begrüßung, „du bist noch immer fleißig?“

Es war halb zwölf und Roby war dabei, einen Vergaser einzustellen.

„Meine Mittagspause beginnt um zwölf. Und du, hast du schon Feierabend?“

„Ich hab eine große Reparatur vor, damit werd ich morgen anfangen.“

„Heute legst du eine Schaffenspause ein?“, fragte Roby.

„Ich fühl mich schon seit dem Aufstehen nicht so besonders“, antwortete Hansi und griff sich mit der Hand in die Magengegend. „Ich fühle mich nicht besonders“, wiederholte er, „ich hoffe, ich werd nicht krank.“

„Was fehlt dir?“, fragte Roby, als wüsste er nicht, worauf Hansi hinauswollte.

„Ich glaube, eine Frühlingsgrippe ist im Anmarsch. Ich muss zum Arzt, damit er mir ein Penitilin gibt. Ich muss ja den Großauftrag termingerecht fertig bekommen.“

„Was brauchst du?“

„Ein Penitilin.“

„Was ist ein Penitilin?“

„Gegen Fieber und die Baktorien.“

Obwohl Roby eigentlich geplant hatte, den Tag durchzuarbeiten, ließ er sich doch zu einer Pause hinreißen – wobei es natürlich auf der Welt doch schwierigere Dinge gab, als Roby von der Arbeit wegzulocken. Sie gingen in die Pergola, in die die warme Frühlingssonne hineinschien. Kaum hatte sich Hansi gesetzt, griff er sich wieder auf den Bauch. Roby machte sich eine Flasche Bier auf und fragte „du auch?“, was natürlich völlig überflüssig war, aber zum Ritual gehörte.

„Hättest du vielleicht eine Schluckimpfung für mich?“, sagte Hansi und meinte damit: etwas Schärferes, denn Bier allein war für ihn ein bisschen wenig. Roby holte die Schnapsflasche aus dem Kühlschrank und goss Hansi ein halbes Bierglas ein – beim Trinken galten für Hansi andere Maßeinheiten als für normale Menschen, und ein Stamperl Schnaps war für ihn so viel wie gar nichts. Mit drei Zügen und einigen filmreifen Grimassen hatte er das Glas geleert. Er atmete erleichtert auf und schob das Bierglas wie nebenbei wieder zu Roby. Dazu sagte er: „Ich hab im Fernsehen gehört, dass ein Unitätsprofessor bewiesen hat, dass der Schnaps die gleiche Wirkung hat wie Penitilin.“

„Was hast du da für einen Delirantensender eingeschaltet gehabt?“

„Nein, nein, kein Deloriumsender. Das war ein Professor von der Unität. Ich spüre auch schon, wie es mir jetzt langsam wieder besser geht.“

„Den Heilungsprozess sehe ich dir richtiggehend an. Ab dem nächsten Glas ist aber Schluss, nicht dass du wieder ins Koma fällst.“ Roby wollte Hansi nicht die ganze Flasche überlassen, schließlich hatte er auch noch andere Gäste zu bewirten.

„Nein, nein“, beruhigte ihn dieser, während er nach der Zigarettenschachtel von Roby griff. „Darf ich?“

„Natürlich.“

In seiner Trinkerlaufbahn hatte Hansi bis hin zum Rasierwasser schon alles getrunken. Immer wieder konnte es vorkommen, dass er eine Flasche Schnaps zu viel trank und dann auf allen Vieren nach Hause kroch, wie zuletzt bei Vollmond in der Kugellagerbar, oder überhaupt bewusstlos zusammenbrach. Zuletzt hatte er einmal, als er vorher schon betrunken gewesen war, in einer Tankstelle eine Flasche Rum in wenigen Zügen ausgetrunken. Er klappte zusammen und hatte einen Herz-

stillstand, und nur weil der Dorfarzt zufällig gerade beim Tanken war, konnte Hansi reanimiert und von der Rettung ins Krankenhaus gebracht werden. Dort maß man sagenhafte sechs Komma drei Promille, was Krankenhausrekord war. Als er in der Intensivstation die Augen öffnete und eine Krankenschwester sah, rief er ihr zu: „Hallo Kellnerin, bitte ein Bier.“ Sie brachte ihm Kamillentee, den Hansi nicht anrührte.

„Kannst du mir doch noch ein Glas geben?“, fragte Hansi unterwürfig. „Wenn ich meinen großen Auftrag fertig habe, dann bekommst du alles zurück, was ich noch bei dir offen hab.“

„Was für ein Großauftrag?“, fragte Roby.

„Der, den ich morgen in Angriff nehmen werde.“

„Was willst du da in Angriff nehmen?“

„Ich muss eine komplette Maschine austauschen, mindestens zwanzig Stunden sind da drauf.“

„Für wen machst du das?“

„Für einen aus dem Nachbardorf. Ein toller Kerl. Er lässt sein Auto immer bei mir reparieren.“

„Und bezahlt er auch?“

„Natürlich. Er hat Kohle genug. Jede Menge. Der hat Millionen auf der Bank.“

„Er hat Millionen auf der Bank? Woher hat er die?“

„Er hat dreimal im Lotto gewonnen. Braucht keinen Finger mehr zu rühren.“

„Und er kommt zu dir, um die Maschine zu wechseln?“

„Ja, er hat mir sogar zehn Euro die Stunde angeboten, aber ich hab zu ihm gesagt, dass ich höchstens sechs bis sieben Euro wert bin. Das hat ihm gefallen.“

„Woher kennst du ihn?“

„Du wirst es nicht glauben, Roby, aber er kennt mich noch aus unserer Zeit beim Auto Cross. Er kann sich an

sämtliche Unfälle erinnern, so sehr ist er von mir beeindruckt.“

„Das ist lange her.“

„Wenn wir weitergemacht hätten, Roby, dann wären wir heute sicher in der Formel I.“

„Ohne Zweifel“, sagte Roby, während Hansi schon wieder das Bierglas hochhielt.

„Das allerletzte für heute“, sagte Roby.

„Du, Roby“, fragte Hansi im Flüsterton, „ist es wahr, dass sie dich wieder eindrehen wollen?“

„Wer sagt das?“

„In der Kugellagerbar haben sie darüber geredet.“

„Die Einberufung hab ich, aber noch bin ich nicht drinnen.“

„Am besten ist“, sagte Hansi voll Mitgefühl, „du hängst dich auf, dann können sie dich gern haben.“

„Gar keine so schlechte Idee. Bevor sie mich noch einmal eindrehen, mach ich wirklich Schluss.“

„Wenn du dich aufhängst, dann nimmst du mich aber bitte mit. Ich mag nämlich auch nicht mehr. Und wenn wir es zu zweit machen, schaffen wir es auch.“

„Wenn ich dich mitnehme, dann fällt mir höchstens ein Balken auf den Kopf. Du bist ja zu blöd, um dich aufzuhängen.“

Darauf sagte Hansi zuerst nichts und fragte dann nur, ob er noch eine Schluckimpfung gegen böse Krankheiten haben könnte.

„Von diesem Balken damals, der mir auf den Kopf gefallen ist“, fügte er schon etwas lallend hinzu, „hab ich einen Dachschaden davongetragen.“

„Ganz sauber bist du auch vorher nicht gewesen.“

„Seit diesem Balken“, fuhr Hansi fort, „vergesse ich alles noch viel schneller, mir bleibt nichts mehr im Kopf. Ich glaube, Roby, ich hab jetzt auch noch den Alzheimer bekommen.“

„Wen hast du bekommen?“

„Den Altheimer.“

„Du meinst wohl eher den Alkheimer.“

„Gib mir noch ein Gläschen“, bettelte Hansi jetzt förmlich, „bevor ich nach Hause gehe und mich aufhänge.“

Roby schenkte noch einmal ein und schickte Hansi dann nach Hause. Bevor er endgültig abdampfte, schnorrte er Roby noch etwas Geld für eine Packung Zigaretten ab.

„Was brauchst du noch Zigaretten, wenn du dich ohnehin aufhängst.“

„Erst wenn ich die Packung geraucht habe“, sagte Hansi und steckte das Geld in die Tasche.

„Dann vergiss nur nicht darauf, dich aufzuhängen – bei deinem Altheimer kann das ja leicht passieren.“

Als er durch den Garten vor der Pergola ging, fiel Hansi ein Blumentopf mit einer kleinen Pflanze darin auf.

„Was hast du denn da angepflanzt?“ fragte er.

Vor einigen Wochen hatte Roby von einem seiner Besucher eine Hanfpflanze geschenkt bekommen, unter der Auflage, ihm nach der Ernte auch etwas davon abzutreten. Roby hatte den Topf so platziert, dass er jedem sofort auffiel, unter anderem auch einmal der Frau seines Cousins, der er erklärte, es handle sich dabei nur um eine Tomatenpflanze.

„Eine Tomatenpflanze“, gab er so auch Hansi zur Antwort.

„Das ist aber keine Tomate!“ Der Unterschied fiel Hansi trotz seines Rausches auf.

„Im Herbst, wenn sie dann ausgewachsen ist, lade ich dich zum Erntedankfest ein.“

„Im Herbst lebe ich nicht mehr. Da hab ich mich schon erhängt.“

„Um so besser“, sagte Roby. „Dann bleibt mir mehr davon.“

Rosy und der Student machen sich auf den Weg

Kaum ist Hansi aus der Kugellagerbar verschwunden, verlässt auch Rosy mit dem Studenten das Lokal. „Sie hat das Pferd ziemlich schnell gewechselt“, meint ein Gast, als die beiden bei der Tür draußen sind. Mittlerweile sind alle Gäste froh, dass Rosy endlich gegangen ist, denn wenn ihre Anfälle auch als kurzes Zwischenspiel recht amüsant sein können, auf Dauer fallen sie ihnen doch auf die Nerven.

„Wohin gehen wir?“, fragt der Student.

„Wir gehen zu Roby. Diese ganzen Arschlöcher da drin sind nicht zum Aushalten. Kaum ist der Roby weg, reden sie blöd über ihn. Wenn er da ist, wagt es keiner, ein blödes Wort über ihn fallen zu lassen. Es ist einfach ein Jammer.“ Rosy wird ganz rührselig und beginnt, ein Loblied auf Roby zu singen: was für ein toller Bursche er wäre, dass nur diese ganzen Vollidioten nichts davon mitbekommen würden, sondern im Grunde sogar froh seien, wenn er wieder in der Völserstraße sitzt. „Roby ist für die Welt viel zu gut“, sagt sie, was dem Studenten sogar in Anbetracht ihres Alkoholpegels etwas hoch gegriffen erscheint. Sie würden es ihm alle vergönnen, dass er wieder im Gefängnis sitzt, das seien solche Ärsche, wiederholt Rosy noch einmal, aber irgendwann werden sie schon mitbekommen, was der Roby alles auf dem Kasten gehabt habe, denn es gebe Menschen, so wie den Professor, die genau merken, was der Roby für ein toller Kerl sei. Der Professor sei überhaupt einer der wenigen, die Roby wirklich verstanden haben.

„Ist das der Professor, der ein Buch über ihn schreiben will?“

„Ja, genau der.“

Wie der Professor und Roby sich kennen lernen und welche Rolle der Schnitzelklopfer dabei spielt

Roby und der Professor kannten einander bis zu jenem Nachmittag, als das Auto des Professors auf dem Supermarktparkplatz streikte, nur flüchtig. Nur einmal, vor vielen Jahren, hatte sich der Professor beim Fußballspielen verletzt und wurde von Roby, der damals als Rettungsfahrer arbeitete, in die Klinik gebracht. Schon damals, ohne dass er sagen hätte können warum, passte die Vorstellung von Roby als Rettungsfahrer nicht zu dem Bild, das er von ihm hatte. Für ihn war Roby ein schräger Vogel, ein Kerl, der den Mittelpunkt einer Wirtshausrunde bildete, und niemand, der Verletzte chauffiert.

Jahre später hatte er gehört, dass Roby Probleme mit den Behörden hatte und immer wieder für einige Monate ins Gefängnis musste. Das schien schon viel besser seinem Bild von Roby zu entsprechen als das eines Rettungswagenfahrers.

Auch Roby hatte vom Professor nur ein diffuses Bild. Er hielt ihn für einen arroganten Typen, der mit seiner aufgesteckten Rayban-Sonnenbrille vorbeiging, ohne zu grüßen, ein typischer Akademiker eben, wie Roby dachte, was ihn aber nicht weiter störte, denn als solcher gehörte er ohnehin zu einer anderen Welt als der seinen.

Aber noch etwas anderes wusste der Professor von Roby, nämlich dass er auch etwas mit Autos und Autoreparaturen zu tun hatte. Das war auch der Grund, warum ihn der Professor an diesem Nachmittag ansprach und ihn fragte, ob er nicht bei seinem Auto, bei dem etwas mit den Bremsen nicht in Ordnung wäre, helfen könnte.

Der Professor war in Eile, denn er musste zum Nachmittagsunterricht in die Schule und hatte vorher nur schnell einige Lebensmittel besorgen wollen. Als ihm da sein alter Mercedes Diesel einen bösen Streich spielte und streikte, wusste er sich im ersten Moment keinen anderen Rat, als auf die andere Straßenseite in die Kugellagerbar zu laufen, um von dort seinen Autofahrerclub anzurufen.

Roby war an diesem frühen Nachmittag der einzige Gast. Als der Professor ihn sah, fackelte er nicht lange und fragte in seiner Not Roby: „Sie reparieren doch Autos?“

„Ja, warum?“, sagte Roby ruhig und fügte hinzu: „Übrigens, der Sie ist gestorben.“

Der Professor, etwas aus der Fassung geraten, stotterte: „Also, du kennst dich doch bei Autos aus?“

„Ja, wieso? Was hast du für Probleme mit dem Wagen?“

„Er streikt.“

„Das ist aber nicht gut.“

Da Roby auch hilfsbereit sein konnte, nahm er noch einen schnellen Schluck aus der Bierflasche und machte sich auf den Weg zum Supermarktparkplatz. Nach einem fachmännischen Blick meinte er: „Das ist kein Problem. Das bringen wir sofort in Ordnung. Geh hinüber in die Kugellagerbar und hol von Hubert den Schnitzelklopfer.“

„Was soll ich holen?“

„Ich brauche einen Schnitzelklopfer, wenn ich das Auto reparieren soll.“

„Aha, einen Schnitzelklopfer.“

„Ja, einen Schnitzelklopfer.“

Während der Professor über die Straße eilte, wusste er nicht so recht, ob ihn dieser Roby nur auf die Schaukel nehmen wollte, oder ob das mit dem Schnitzelklopfer ernst gemeint war. Auch Hubert staunte ein wenig,

händigte dem Professor aber den Schnitzelklopfer ohne weiteres aus.

„Die Bremsstrommeln blockieren“, sagte Roby, legte sich unters Auto, und der Professor hörte nur mehr ein heftiges „Wummwummwumm“. Als er den Wagen daraufhin startete, stellte er erstaunt fest, dass der alte Mercedes wieder völlig okay war.

„Was bin ich dir schuldig?“, fragte er und griff nach der Geldtasche.

„Das macht ein Sixpack“, sagte Roby lachend und antwortete, als der Professor einen Schein aus der Geldtasche holte und meinte, das sei für das Bier:

„Nein nein, so geht das nicht. Das Sixpack trinken wir zusammen. Du kannst ja in den nächsten Tagen bei mir in der Fabrik vorbeischaun.“

„Ach so“, sagte der Professor etwas irritiert und nahm den Schein von Roby zurück. „Okay, dann komme ich mit dem Sixpack eben vorbei.“ Dann sprang er in seinen Diesel, eilte in die Schule und kam gerade noch rechtzeitig zum Unterricht.

Ein paar Tage später stellte sich der Professor wirklich mit zwei Sixpacks in Robys Behausung ein. Er staunte nicht schlecht, als er an der Adresse, die man ihm genannt hatte, eine umgebaute Autogarage fand, und staunte noch mehr über die Gemütlichkeit, die dieser winzige Raum ausstrahlte, auch wenn er nicht unbedingt vor Sauberkeit strotzte. Roby hatte hier alles, was er zu seinem Glück benötigte: seinen Tisch mit Resopalplatte, sein Holzbett, seinen Gusseisenofen, den Fernseher, der unentwegt lief, egal ob Roby schlief oder gerade drei Tage unterwegs war, einen Videorecorder und einen CD-Player.

Direkt an die Garage grenzte eine überdachte Pergola, die Robys ganzer Stolz war. An dem riesigen Tisch mit der Eckbank fand gut und gerne ein Dutzend Leute

gemütlich Platz. Hier in der Pergola standen auch die uralte Küchenkredenz von Robys Großmutter, der Kühlschrank, wo fast ausschließlich Bier eingekühlt war, der Gartengrill und ein Hühner-Grillautomat, daneben der Hackstock und das Brennholz für den Winter. Diese Pergola verströmte – zumindest für Roby – eine Poesie wie nur wenige andere Plätze.

Jetzt, mit dem Beginn der warmen Jahreszeit, begann die Pergola langsam wieder zum Leben zu erwachen, wenn die Koteletts, die Hühnerkeulen und die Bachforellen auf dem Grillrost brutzelten, der Alkohol in Strömen floss und eine fröhliche, lebenslustige, heftig illuminierte Runde ihr verbales Unwesen rund um diese Artustafel trieb.

„Ist mit deinem antiquarischen Blechhaufen noch alles in Ordnung?“, fragte er den Professor zur Begrüßung.

„Alles in bester Ordnung.“

Das erste Sixpack war sehr schnell geleert, ebenso schnell wie das Eis zwischen ihnen schmolz. Auch das zweite Sixpack stand nicht lange am Tisch und Roby staunte nicht schlecht, mit welchem Tempo und welcher Hingabe der Professor Dose um Dose in sich hineinkippte. Der Professor fühlte sich in Robys Zuhause sichtlich wohl – er war zwar nicht der Typ, der in einer solchen Umgebung hätte leben können, aber er spürte, dass dieser Ort für Roby sehr viel bedeutete, und diese Stimmung hatte sich gleich auf ihn übertragen.

Nach Jahren ohne festen Wohnsitz (abgesehen von seinen Gefängnisaufenthalten) konnte Roby ein Lied vom Leben auf der Straße singen, das alles andere als romantisch war. Es hatte Zeiten gegeben, wo er in einem Unterschlupf in den Flussauen hauste, in feuchten Waldhütten und in Feldstadeln, wo die Bauern ihr Viehfutter für den Winter lagerten. Jetzt besaß Roby mit seiner

Garage und seiner Pergola endlich sein eigenes Reich, wie er es gerne bezeichnete.

Nachdem die Sixpacks fertig waren, tranken sie noch ein paar Flaschen Bier aus Robys Vorrat und leerten danach noch zwei Flaschen Wein, nicht unbedingt von der edelsten Sorte. Um zu verhindern, dass ihnen davon schlecht würde, hielt Roby eine Schnapsflasche in Bereitschaft, um sie mit diesem „Frostschutzmittel“ nicht nur vor der Übelkeit, sondern auch vor der Kälte des Frühlingsabends zu schützen.

Diese Ladung Alkohol ging natürlich nicht spurlos an den beiden vorüber, vor allem nicht am Professor, der Roby beim Trinken in keinsten Weise nachgestanden hatte. Alle Achtung, hatte sich Roby mehrmals gedacht. Gewiss, der Professor war mit seinen einsfüfundachtzig und einem Gewicht jenseits der hundert Kilo eine stattliche Erscheinung, aber diese Menge Alkohol, dachte er, muss man erst einmal in sich hineinschütten, ohne unter den Tisch zu fallen.

Der Professor war vor zwei Jahren geschieden worden, was ihn ziemlich aus der Bahn geworfen hatte. Auch wenn er schon vorher kein Kostverächter gewesen war – nach der Trennung hatte er gut fünfzehn Kilo zugelegt, was vor allem eine Folge seines unmäßigen Alkoholkonsums war, nachdem seine Frau mit dem zwölfjährigen Sohn ins gut hundert Kilometer entfernte Haus ihrer Eltern gezogen war.

Natürlich ist es müßig, über die wirklichen Ursachen einer Scheidung zu spekulieren – unmittelbarer Auslöser war aber hier auf jeden Fall ein Verhältnis mit einer Maturantin, in das der Professor hineingeschlittert war. Auch wenn man es sich jetzt, wo er körperlich ziemlich aus der Form gegangen war und einen etwas verwahrlosten Eindruck machte, kaum mehr vorstellen konnte – früher war er ein attraktiver Bursche gewesen, der mit

seiner Körpergröße, seinen dunklen Locken, seinen traurigen Augen und seinem arroganten Auftreten seine Wirkung auf eine bestimmte Sorte von Mädchen und Frauen nicht verfehlte. Er unterrichtete am Gymnasium deutsche Literatur, was, in Verbindung mit seinem Aussehen, eine gefährliche Mischung für romantische Maturantinnen war.

Seine Frau ließ sich das nicht gefallen, zumal er sie nicht zum ersten Mal betrogen hatte, und zog die Konsequenzen. Für den Professor bedeutete das, dass er in eine Lebenskrise schlitterte, von der er sich noch immer nicht erholt hatte – trotz mehrerer Therapien, trotzdem er wie ein Verrückter mit dem Rad durch die Gegend zu fahren begonnen hatte, trotzdem er zeitweise trank wie ein Schwerstalkoholiker, trotzdem er einmal den Jakobsweg bis nach Santiago de Compostela entlang gelatscht war, trotzdem er sich mit Buddhismus auseinander gesetzt, die höchsten Berggipfel der näheren und fernerer Umgebung bestiegen und sich sogar mit dem Gedanken herumgeschlagen hatte, einen Roman über seine Trennung zu schreiben. All das hatte nicht viel gefruchtet, den Verlust seiner Frau und natürlich seines Sohnes konnte der Professor nicht überwinden.

Jetzt, bei seinem Besuch bei Roby, kam als Folge der Unmenge an Alkohol, die er getrunken hatte, all sein Elend in ihm hoch, und er fiel plötzlich in das berüchtigte tiefe Loch, sodass sein Gelächter von einem Moment auf den anderen ins Gegenteil umschlug und er wie aus heiterem Himmel von einem Weinkampf geschüttelt wurde.

„Was ist denn los?“, fragte Roby ganz irritiert.

Aber der Professor konnte nicht mehr antworten, sondern sprang von seinem Stuhl auf, stürzte wie ein verrückt gewordener Trunkenbold aus einem Roman

von Dostojewski ins Freie und verschwand, ohne sich zu verabschieden. Als Roby vor die Garage ging, sah er den Professor eben noch oben bei der Hauptstraße hinter einer Ecke verschwinden.

Roby griff sich an die Stirn, schüttelte kurz den Kopf und murmelte „so ein Spinner“ vor sich hin.

An den folgenden Tagen stellte sich der Professor mehrmals auf ein oder zwei Getränke und eine kurze Unterhaltung bei Roby ein. Auf das Ende ihres ersten Abends kamen sie aber nie mehr zu sprechen.

Warum es nicht schlecht ist, dass auch ein Professor einmal die Schule schwänzt

Der Professor war auf dem Weg zu zwei langweiligen Nachmittagsstunden in die Schule. Als er mit dem Auto durch das Dorf fuhr, sah er Roby mit einer Küheltasche und einem Plastiksack vor der Kugellagerbar stehen und ihm zuwinken. Der Professor hielt kurz an.

„So ein Glück, dass ich dich treffe. Du musst mich und Rosy ein Stück mitnehmen“, sagte Roby.

„Dann aber schnell, ich muss in die Schule. Wo ist Rosy?“

„Sie kommt gleich. Sie muss drinnen noch bezahlen.“

„Wo soll ich euch hinbringen? Viel Zeit habe ich nicht“, drängte der Professor.

„Nur keine Panik, du wirst schon noch rechtzeitig in die Schule kommen. Außerdem denkt man an einem so wunderbaren Frühlingstag nicht an Arbeit.“

„Eigentlich hast du recht, aber die Pflicht ruft.“

Endlich kam Rosy aus der Kugellagerbar und sie konnten fahren.

„Wohin geht die Reise?“

„Ich zeig dir ein ganz schönes Plätzchen am Flussufer. Du wirst staunen. Es ist nicht weit. Wir sind gleich da.“

Roby dirigierte den Professor auf den Weg hinunter zu den Flussauen, wo sie unter Weidensträuchern und Erlenbäumen eine alte verfallene Holzhütte ansteuerten. Der Professor kannte die Gegend aus seiner Kindheit, und als er jetzt hierher kam, erwachte seine alte Liebe gleich wieder. Roby öffnete die Tür der Holzhütte und holte zwei alte Bussitze heraus.

„Was sagst du zu meiner neuen Luxusvilla?“

„Ich bin beeindruckt. Wirklich, ich bin beeindruckt. So ein schönes Plätzchen. Ich kenn es noch aus meiner Kindheit. Mir kommt es hier vor wie bei Tom Sawyer und Huckleberry Finn.“

„Das Buch hab ich auch gelesen“, antwortete Roby zum Erstaunen des Professors, „mir hat der Huck Finn immer besser gefallen als der Sawyer. Und bevor du jetzt abhaust, trinkst du noch ein ganz schnelles Bier mit uns“, und gleichzeitig öffnete er schon eine Dose und reichte sie dem Professor.

„Ja, aber rasch. Ich bin ohnehin schon spät dran.“ Er nahm einen großen eiligen Schluck.

„Schau dir all die Köstlichkeiten an, die wir dabei haben“, sagte Roby und öffnete die Kühltasche. „Heute eröffnen wir die Grillsaison im Freien!“

Als der Professor ausgetrunken hatte und sich endgültig auf den Weg machen wollte, meinte Roby:

„Was willst du überhaupt an so einem schönen Tag in der Schule? Deine Schüler sind ohnehin froh, wenn du nicht kommst und sie frei bekommen. Außerdem: So einen Nachmittag mit Rosy und Roby wirst du nie wieder erleben. Die Schule bleibt dir noch dein ganzes Leben lang erhalten, zumindest bis zur Pension.“

Damit hatte Roby den schwachen Punkt beim Professor erwischt, er nahm noch eine Dose und dann noch eine, und ein paar weitere Dosen später kamen sie schließlich zur Einsicht, dass auch ein Lehrer einmal die Schule schwänzen darf.

„Mein Gott“, erinnerte sich Roby, „wie oft haben ich und der Edi die Schule geschwänzt. Wir haben mehr Stunden gefehlt, als dass wir anwesend waren. Aber wir waren derartige Dreckskerle, dass die Lehrer froh waren, wenn wir nicht in die Schule kamen. Nur vom alten Pirker habe ich regelmäßig Ohrfeigen kassiert, und natür-

lich von meinem Stiefvater. Kein Wunder, dass aus mir nichts geworden ist.“

„Damit hast du ohne Zweifel Recht“, mischte sich Rosy ein.

„Mir ist der alte Pirker zum Glück erspart geblieben“, sagte der Professor. „Gott sei Dank. Er hat vom Krieg einen ziemlich schweren Dachschaten davongetragen.“

„Uns hat er andauernd die Geschichte erzählt, dass er von einem Panzer überfahren worden ist und noch immer die Spuren davon auf seinem Rücken hat.“

„Ja, das war schon ein verrückter Hund. Im Grunde aber ein armer Kerl.“

„Was heißt da armer Kerl, ich hab ihn jahrelang als Lehrer gehabt. Da war es kein Wunder, dass ich so oft fehlen habe müssen. Wie siehst du das, Rosy?“

„Die Schule ist überhaupt ziemlich spurlos an dir vorbeigezogen“, meinte sie.

„Danke, Rosy, danke. Aber dem Pirker sind wir nichts schuldig geblieben. Als er uns seine Geschichte mit dem Panzer zum ersten Mal erzählt hat, hab ich geantwortet, dass ihm der Panzer offenbar nicht über den Rücken, sondern über den Kopf gefahren ist.“

„Jaja, Roby“, sagte Rosy, „du und deine Geschichten. Das kennen wir.“

„Was ist mit meinen Geschichten?“

„Nichts, ich hab nur geglaubt, wir sind zum Grillen hier und nicht zur Märchenstunde.“

„Alles mit der Ruhe, Rosy, wir wissen ja, dass beim Hudeln die Kinder entstehen. Also: Alles mit der Ruhe.“

Als sie dann wirklich endlich zum Grillen kamen, waren sie in einer glänzenden Stimmung. Vor allem der Professor, der nicht nur die Vorstellung, als Lehrer die Schule zu schwänzen, sehr genoss, sondern auch das Ambiente am Fluss und vor allem Robys Geschichten, die hervorsprudelten wie aus einer Quelle, frisch, witzig,

verlogen oder zumindest zum Großteil frei erfunden, aber immer einzigartig, und vor allem unterhaltsam. Jede noch so kleine Kleinigkeit nahm Roby zum Anlass für eine neue Anekdote, stachelte ihn zu neuen Erzählungen an, und der steigende Alkoholspiegel brachte seine Kreativität erst so richtig zum Blühen.

Während sie Feuerholz sammelten, erzählte Roby zum Beispiel, wie er früher im Winter immer, wenn er spät nachts nach Hause kam, vom Holzstapel seines Nachbarn ein paar Scheite mitgehen hatte lassen. Der Nachbar hatte sich schon auf die Lauer gelegt, ihn aber einfach nie erwischt. Erst als ihn Roby einmal im Rausch in einem Wirtshaus bat, in Zukunft doch seine Holzscheite etwas kürzer zu schneiden, damit sie besser in seinem Ofen Platz hätten, wurde das Geheimnis gelüftet.

Das brachte Roby gleich auf eine weitere Holzgeschichte: Als er noch bei seinem Stiefvater gewohnt hatte, war Roby eines Abends heimgekommen. Er fragte seinen Stiefvater, warum es im Wohnzimmer so kalt sei, worauf der antwortete, dass heute mit dem Holz geheizt würde, das Roby gehackt hätte.

„Siehst du da drüben die Holzstöße?“, fragte Roby den Professor.

„Welche Holzstöße?“

„Da drüben. Diese aufgeschichteten Erlenstämme.“

„Ach ja.“

„Weißt du, wem die gehören?“

„Keine Ahnung.“

„Die gehören dem Staat.“

„Ach so“, lachte der Professor. „Dem Staat?“

„Ja, dem Staat.“

„Wie kommst du da drauf?“

„Kennst du die Mader Midi“, fragte Roby, „unsere Marilyn Monroe vom Lande?“

„Natürlich kenn ich die.“

„Die Mader Midi“, begann Roby eine dritte Holzgeschichte zu erzählen, „ist einmal in den Flussauen spazieren gegangen. Da haben Gemeindearbeiter Erlenbäume umgeschnitten und aufgeschlichtet. Die Mader Midi hat einen der Arbeiter gefragt, wem die Bäume gehören. ‚Dem Staat‘, hat einer der Arbeiter geantwortet. Zum Staat, hat sich die Midi gedacht, gehöre ich doch auch. Also hat sie einen Bekannten angerufen und ihn gebeten, ihr den Holzstapel mit dem Traktor vor ihr Haus zu führen, denn wenn er dem Staat gehöre, dann gehöre er auch ihr. So ist sie zu ihrem Holz für den Winter gekommen.“

„Du, Roby“, warf Rosy ein, „das letzte Mal hast du die Geschichte ganz anders erzählt.“

„Was hab ich anders erzählt?“

„Diese Geschichte.“

„Ach Rosy“, sagte Roby, „du hast ja keine Ahnung von meinen Geschichten. Aber kannst du mir bitte noch eine Dose aus der Kühltasche holen. Und dem Professor gib bitte auch noch eine.“

Roby drehte das Fleisch und die Würstchen auf dem Rost um und teilte dann das Essen wie ein biblischer Patriarch auf die Pappteller aus, die Rosy besorgt hatte.

„Was glaubst du, was deine Schüler für eine Freude haben, dass du ihnen einen schulfreien Nachmittag beschert hast.“

„Damit dürftest du Recht haben, nur meine Direktorin wird das ein wenig anders sehen. Sie ist ohnehin nicht gut auf mich zu sprechen.“

„Jaja, wenn du die Schülerinnen nicht in Ruhe lassen kannst, ist das kein Wunder.“

„Eine Schülerin“, verteidigte sich der Professor, „außerdem war es eine Maturantin.“

„Was ist mit der Maturantin?“ fragte Rosy.

„Weißt du“, antwortete Roby, „der Herr Professor hat

es mit einer Schülerin getrieben. Darum ist er ja auch geschieden.“

„Ach so“, sagte Rosy verständnisvoll, „das kann ich verstehen, diese jungen Dinger heute schauen ja wirklich gut aus.“

„So wie du“, versuchte der Professor etwas vom Thema abzulenken. „Außerdem“, fügte er noch hinzu, „das Fleisch und die Würstchen sind großartig.“

„Ja“, stimmte Rosy zu, „grillen, das kann er.“

„Ja“, sagte Roby, „aber so wie es aussieht, wird das für das heurige Jahr das erste und letzte Mal sein.“

„Er muss nämlich wieder in die Völslerstraße“, merkte Rosy an.

„Sie wollen dich einsperren?“, fragte der Professor.

„Ja, es scheint wohl wieder so weit zu sein, aber ...“

„Hast du jetzt endlich diesen Brief geschrieben?“, fiel ihm Rosy ins Wort.

„Was für einen Brief?“, fragte der Professor.

„Das Ansuchen um Haftaufschub. Wenn er diesen Brief nicht bald schreibt, dann holen sie ihn und führen ihn ab. Dann kann er sich den Sommer samt der Grillerei du weißt schon wohin schieben.“

„Mich dreht keiner mehr ein. Vorher hau ich ab oder häng mich auf.“

„Wohin willst du denn schon abhauen? Welches Land der Welt will so einen wie dich denn aufnehmen? Und zum Aufhängen bist du viel zu feig.“

„Red nicht so böse daher, Rosy“, antwortete Roby.

„Vielleicht kann dir der Professor den Brief schreiben. Der Professor hat bestimmt so einen Computer oder zumindest eine Schreibmaschine daheim.“

„Würdest du mir den Brief an die Richterin schreiben?“, wandte sich Roby an den Professor.

„Aber natürlich! Morgen oder übermorgen machen wir das.“

„Wenn er einmal seine Alimente bezahlt hätte, dann müsste er nicht dorthin“, schoss Rosy noch einen Giftpfeil auf Roby ab.

„Langsam, langsam, Rosy. So wie du das sagst, stimmt es nicht. Bezahlt habe ich schon, nur halt immer zu wenig.“

„Meistens hast du gar nichts bezahlt“, konterte Rosy.

„Aber wie soll ich bezahlen, wenn ich selbst nichts habe? Wie soll das funktionieren?“

„Dann hättest du dich damals eben zurückhalten müssen!“

„Rosy, du weißt genau, wie das damals war. Ich bin verführt worden. Sie war so scharf auf mich, dass ich keine Chance hatte.“

„Hör doch auf, dich braucht man nicht zu verführen. Die Ausreden kannst du dir sparen.“

„Das sind keine Ausreden.“

„Außerdem könntest du es ja auch einmal mit richtiger Arbeit versuchen.“

„Arbeit. Arbeit. Arbeit hab ich genug. Mir fehlt bloß das Geld. Außerdem, wer stellt schon so einen alten Häfenbruder wie mich an“, versuchte sich Roby hilflos zu verteidigen. Aber Rosy kannte das schon. Oft genug hatten sie darüber schon diskutiert. Da war mit Roby kaum zu reden, immer flüchtete er sich in Ausreden.

„Zumindest den Brief hättest du schreiben können“, sagte Rosy.

„Du hast doch gehört, dass mir der Professor den Brief schreibt. Also halt dich zurück.“

„Mir soll es egal sein, aber eines kann ich dir versprechen: Ich warte nicht als traurige Witwe ein halbes Jahr auf dich, wenn du im Hotel „Sonnenschein“ sitzt. Nur damit das klar ist.“

„Ich weiß, Rosy, ich weiß. Das verlangt auch keiner. Außerdem erwischen sie mich diesmal nicht.“

„Da bin ich gespannt.“

„Darauf kannst du Gift nehmen. Wir wollen doch den ganzen Sommer über unsere Grillpartys feiern. In der Völserstraße geht das nicht.“

„Kann ich noch ein Stück haben?“, unterbrach sie der Professor.

„Aber natürlich. So lange der Vorrat reicht. Rosy, kannst du unserem Herrn Professor noch ein Stück geben?“

Rosy stand auf und holte noch ein Stück Fleisch vom Grill, reichte es ihm und bückte sich dabei ein wenig nach vorne, sodass der Professor einen kurzen Blick in ihre Bluse erhaschen konnte – wohin er schon die ganze Zeit immer wieder so auffällig gestarrt hatte, dass es weder ihr noch Roby verborgen geblieben war. Roby konnte sich daraufhin die Bemerkung: „Schöner Balkon, was? Schauen darfst du. Hinlangen nicht.“ nicht verkneifen, und zu Rosy meinte er: „Beim Professor musst du dich in Acht nehmen, der Kerl macht nicht einmal vor Schulmädchen halt.“

„Du Idiot!“, erwiderte darauf der Professor.

Mittlerweile war die Sonne hinter den Bäumen verschwunden, und auf der Autobahn auf der anderen Seite des Flusses wurde der abendliche Verkehrslärm lauter.

„Die ganzen Leute, die da jetzt von der Arbeit nach Hause fahren, haben diesen schönen Frühlingsnachmittag versäumt. Aber was soll's. Jeder ist seines eigenen Unglückes Schmied“, meinte Roby.

Auch die illustre Runde bei der Holzhütte machte sich langsam an den Aufbruch. Rosy räumte ein wenig auf, die beiden Männer tranken noch eine Dose.

„Du müsstest öfter die Schule schwänzen, das würde dir gut tun“, sagte Roby, als sie ins Auto stiegen.

Als der Professor sie in Robys Garage abgeliefert hatte, sagte Rosy: „So unsympathisch ist der Professor gar nicht. Obwohl: Ein bisschen ein komischer Kerl ist er schon, oder?“

„Warum soll der ein komischer Typ sein? Ein Akademiker halt. Ansonsten ist er aber okay.“

„Aber er glaubt schon ein bisschen, dass er etwas Besseres ist.“

„Wir kennen doch die Studierten!“

„Außerdem hat er mir andauernd auf den Busen gestarrt.“

„Aber sei ehrlich: Das war dir doch gar nicht so unangenehm.“

„Also bitte“, wehrte sich Rosy eher halbherzig.

Dann erzählte Roby ihr die Geschichte von der Autoreparatur mit dem Schnitzelklopfer, den Sixpacks, den zwei Flaschen Rotwein und den zahllosen Frostschutzstamperln und wie der Professor dann aus heiterem Himmel zu heulen begonnen hatte, und dass dieser Ausbruch mit der Scheidung des Professors und seinem Liebeskummer im Zusammenhang stünde.

Diese Erzählung ließ Rosy den Professor in einem anderen Licht sehen und stimmte sie etwas milder ihm gegenüber. Seine Trinkfestigkeit beeindruckte sie, und gleichzeitig hatte sie Mitleid mit seinem Liebeskummer.

„Was ist er eigentlich für ein Professor?“

„Ein Professor für Literatur.“

„Wofür?“

„Für Literatur.“

„Und was macht er da?“

„Er bringt den Schülern den Konsalik und den Huck Finn und den Doktor Schiwago und diesen ganzen Unsinn bei.“

„Wirklich?“

„Aber natürlich. Du kennst mich doch, Rosy – ich sage immer die Wahrheit.“

Wie der Professor nicht recht weiß, was er in den Brief an das Gericht hineinschreiben soll

Da der Professor ein verlässlicher Mensch war, kam er schon am nächsten Tag mit Block und Füllfeder zu Roby, um sich Notizen für den Brief an das Gericht zu machen. Zu allererst fragte er nach dem „Rekommandierten“, der noch immer so auf der Bank lag, wie Roby ihn vor Wochen hingeschmissen hatte.

„Warum hast du ihn nicht geöffnet?“

„Warum sollte ich ihn öffnen? Ich weiß ohnehin, was drin steht.“

Der Professor überflog das Schreiben, das ein Vergehen nach Paragraph sowieso erwähnte, weil Roby seinen Alimentationszahlungen nicht nachgekommen sei. Weiters stand da noch zu lesen, dass er aufgrund einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Vorstrafen und Delikten zu sechs Monaten Haft verurteilt werde und dass er sich innerhalb von vier Wochen nach Zustellung des Schreibens in der Völserstraße zu melden hätte, da er ansonsten polizeilich vorgeführt werden würde.

„In zwei Tagen läuft diese Frist ab“, sagte der Professor.

„Ich sag ja immer, dass wir noch Zeit haben“, antwortete Roby.

Der Professor begann scharf nachzudenken, was für eine Strategie zielführend sein könnte, aber sein Kopf sprühte noch nicht unbedingt vor Ideen.

„Wie schaut dein Vorschlag aus, was ich in den Brief hineinschreiben soll?“, fragte er Roby.

„Das weiß doch ich nicht, du bist doch der Studierende. Wenn ich das wüsste, dann könnte ich den Brief auch selber schreiben.“

„Du bist vielleicht ein Witzbold. Wir brauchen doch eine Begründung, damit du nicht ins Gefängnis musst und zumindest einen Haftaufschub erreichen kannst.“

„Schreib hinein, dass sie mich am Arsch lecken können, und dass ich entweder abhauen oder mich erhängen werde, ehe ich noch ein weiteres Mal in die Völserstraße einrücke.“

„So wird das nicht laufen“, sagte der Professor nachdenklich.

„Du kannst schreiben, was du willst, mich werden sie diesmal nicht erwischen. Das ist amtlich und das kannst du ihnen auch mitteilen.“

Der Professor sah ein, dass dieses Gespräch keinen Sinn hatte. Er nahm den Brief mit zu sich nach Hause und dachte nach. Schließlich kam er auf die Idee, mit der zuständigen Richterin zu telefonieren. Dass in Robys Angelegenheit ausgerechnet eine Richterin zuständig war, empfand er zwar als kein besonders gutes Omen – es war nicht zu erwarten, dass eine Frau besondere Nachsicht gegenüber einem säumigen Alimentezahler an den Tag legen würde –, dennoch entschloss er sich, beim Gericht anzurufen. Er stellte sich der Richterin vor und erklärte dann sein Problem, das eigentlich gar nicht sein Problem wäre, das ihm aber sehr am Herzen läge, wie er der Richterin überzeugend erklärte, weil er Roby schon lange kenne, seine schwierige Kindheit, seine familiären Schwierigkeiten, sein Alkoholproblem und seine prekäre gesundheitliche Situation. Seit einiger Zeit würde er sich um Roby kümmern, denn er sei überzeugt, dass Roby im Grunde ein anständiger, ja geradezu hochanständiger Mensch wäre, der nicht nur sehr oft von seiner Tochter gesprochen, sie in höchsten Tönen gelobt hätte, sondern geradezu schwärmen würde von ihr und überglücklich sei, dass sie sich so gut entwickle, in der Schule so erfolg-

reich sei und bei ihrer Mutter und deren Mann einen guten Platz mit geordneten Lebensverhältnissen gefunden habe. Er sei selbst anwesend gewesen, als Roby mit seiner Tochter telefoniert habe, und er wisse, dass Roby ihr, wenn es ihm irgendwie möglich war, Geld schicken würde – nur habe er eben leider nie genug. Seit seiner letzten Haftstrafe habe sich Roby eine neue, feste Unterkunft geschaffen, nicht gerade Wunder was, aber ein bescheidenes Zuhause, das er sich durch eine Art Hausmeister-Anstellung bei seinem Cousin erarbeitet habe, der sehr zufrieden sei mit den Leistungen von Roby. Er habe sogar eine Versicherung, und auch wenn sein Einkommen kaum der Rede wert sei, falle er so niemand anderem zur Last, brauche keine Sozialhilfe, beziehe auch sonst keine staatlichen Unterstützungen, würde für sich sorgen, und wenn es im Moment natürlich nicht dafür reiche, die ganzen Alimentationszahlungen, die sich über die Jahre angesammelt haben, zurückzahlen, zumindest derzeit nicht, dann habe Roby auf alle Fälle einen Sprung nach vorne gemacht, wenn man an seine Vergangenheit denke, dann wäre das jetzt wie Tag und Nacht und es wäre jammerschade, ihn aus diesem Umfeld herauszureißen, ihm das alles, was er sich erarbeitet habe, wieder zu nehmen, ihn dadurch um Jahre zurückzuwerfen. Er als Professor wisse von den Leuten im Ort, wie sehr sie Roby trotz seiner kleinen Eigenheiten schätzen, dass es mit ihm keinerlei Probleme gebe, auch keine kleineren kriminellen Delikte, wie die hiesigen Gendarmeriebeamten ja auch bestätigen könnten, und dass gerade jetzt, wo man erkennen könne, dass Roby wieder einen Platz in der Gesellschaft finden und Boden unter die Füße bekommen würde, dass jetzt, wo es langsam bergauf mit ihm gehe, eine neuerliche Haftstrafe einfach völlig unangebracht sei, und dass damit wirklich niemandem geholfen wäre, auch seiner Tochter

nicht, vor allem seiner Tochter nicht, denn immerhin sei Roby doch ihr leiblicher Vater und man sollte darum gerade jetzt zumindest einen Haftaufschub gewähren.

Nach diesem beschwörenden Redeschwall, der den Professor selbst erstaunte, und der, auch wenn er sich manchmal hart an der Grenze zur Unwahrheit befunden hatte, doch glaubwürdig war, denn alles, was er gesagt hatte, war auch so gemeint und einfach aus seinem Herzen gesprudelt, nach diesem Redeschwall herrschte vorerst einmal Stille am anderen Ende des Telefons. Dann, nach einer Pause, antwortete die Richterin:

„Sie kennen den Herrn Donner schon länger?“

„Ja, schon seit vielen Jahren. Und in den letzten Monaten sind wir uns menschlich sehr nahe gekommen.“

„Mit dem Haftaufschub, das ist natürlich nicht so einfach. Ich muss dafür eine Begründung haben, ansonsten kann das nicht akzeptiert werden.“

„Was für Begründungen wären denn möglich?“, fragte der Professor.

„Vor allem müsste er einmal regelmäßig seine Alimentationen bezahlen.“

„Wenn er mehr hätte, dann würde er ja bezahlen. Aber ein Ganztagesjob, das ist bei Roby nicht realistisch. Er ist ja auch schon jenseits der vierzig und nicht unbedingt der Gesundeste.“

„Befindet er sich in regelmäßiger ärztlicher Behandlung?“

„Natürlich, Sie wissen ja, Frau Richterin, natürlich hat er auch ein Alkoholproblem, das ist keine Frage, aber wie soll das mit einer Haftstrafe besser werden?“

„Würde er sich zu einer Entziehungskur bereit erklären?“

„Ja, das könnte ich mir durchaus vorstellen.“

„Das muss ich aber sicher wissen.“

„Natürlich, Frau Rat“, rief der Professor ganz untertänig heraus, und er verfehlte damit seine Wirkung bei der Richterin nicht. Nach einer kurzen Pause und einer längeren Einleitung unterbreitete sie schließlich den Vorschlag, einem Haftaufschub für ein halbes Jahr zuzustimmen, wenn Robert Donner sich einer Entziehungskur in der Abteilung sieben des Landesnervenkrankenhauses unterziehen würde. Der Professor schmolz geradezu vor Dankbarkeit, als würde die gute Nachricht ihn selbst betreffen, und versprach, sich persönlich um alles zu kümmern.

Wie Roby in die Literatur eingehen soll

Da der Professor auf die kühne Idee gekommen war, ein Buch über Roby zu schreiben, hatte er begonnen, Robys Erzählungen des Öfteren – meistens wenn sie betrunken waren – auf Tonband aufzuzeichnen und einen Zettelkasten mit einer Unmenge von Notizen anzulegen.

Der Anfang von den literarischen Versuchen des Professors war vor allem therapeutischen Ursprungs – das Schreiben war eine von vielen Aktivitäten gewesen, die der Professor gestartet hatte, um aus seinem psychischen Wellental nach der Trennung von seiner Familie herauszukommen. Noch früher, als Student und auch in den ersten Jahren als Professor, hatte er eine Reihe von Fantasy-Geschichten verfasst, von denen einige auch in kleineren Magazinen veröffentlicht worden waren. Das waren vor allem Weltraumgeschichten mit Außerirdischen, die über die Menschheit herfallen und die Erde erobern. Wirklich zum Schriftsteller oder gar zum Dichter berufen hatte er sich jedoch nie gefühlt, und deshalb hatte er irgendwann die Schreiberei wieder aufgegeben und war erst durch Roby wieder auf den Geschmack gekommen.

Als er Roby dann einmal, nach einigen Gläsern, von seinem Plan berichtete, war der mächtig stolz über die Wichtigkeit, die ihm der Professor zuerkannte, und über die Aussicht, dass er ein Buch über ihn und seine Freunde schreiben wollte.

„Langsam, langsam“, hatte der Professor zwar gleich gebremst, denn so sicher, ob er seinen Plan wirklich bis zum Ende durchziehen würde und könnte, war er sich auch wieder nicht. Aber immerhin hatte er durch seine früheren literarischen Versuche mit Außerirdischen und Weltraumgeschichten etwas Schreiberfahrung

gesammelt, die er jetzt nützen konnte, denn in gewisser Hinsicht konnte man Roby ja auch als Außerirdischen betrachten, wengleich er nicht die Absicht verfolgte, als finsterer Machthaber von einem anderen Stern die Welt zu unterjochen.

Wenn der Professor alleine zu Hause saß, sich über seine Notizen beugte und versuchte, Klarheit zu gewinnen, dann hatte er nicht selten das Gefühl, dass Roby ihn und auch alle anderen mit seinen Anekdoten und Geschichten regelmäßig aufs Glatteis führte. War man mit Roby beisammen, dann ging es immer hoch her, er lieferte mit seiner Schlagfertigkeit ein Bombardement an Sprüchen und immer hatte er eine passende Geschichte parat, die alle unterhielt. Aber je mehr der Professor in seinen Zetteln blätterte, in die Tonbänder hineinhörte und über alles nachdachte, desto mehr verstärkte sich der Verdacht, dass Roby alle an der Nase herumführte. Wenn es nämlich um die ganz persönlichen Dinge, um ihn selbst ging, dann war Roby ein Meister des Verheimlichens. Man musste schon sehr genau hinhören, um etwas über seine Verletzungen und Verletzlichkeiten, über seine innersten Gefühle zu erfahren. Denn Roby hatte sehr empfindliche Punkte, zum Beispiel wenn es um seine Mutter, seinen Stiefvater oder um seine Tochter ging. Um diese Bereiche machte er einen weiten Bogen, er verdrängte, vertuschte, überspielte seine Sensibilität, zog alles ins Lächerliche oder ins Unterhaltsame, wo er seine Pointen setzte, wie zum Beispiel wenn er sagte: „Ich war das Wunschkind meiner Mutter. Schon bei der Geburt hat sie mich verwunschen.“

Natürlich lachten alle über diesen Spruch, aber die Wahrheit war, dass Roby sich von seiner Mutter wirklich abgelehnt fühlte. Sie war ein einfaches Bauernmädchen gewesen und hatte sich in jungen Jahren in eine

eindrucksvolle männliche Erscheinung verliebt, die sie schwängerte und dann das Weite suchte. Zum Glück lernte sie bald darauf ihren späteren Ehemann kennen, einen Eisenbahner und Nebenerwerbsbauern, der sie zum Heiratsaltar führte, und als Roby zur Welt kam, erhielt er den Namen seines Stiefvaters, als ob man dadurch diesen vermeintlichen Fehltritt aus der Welt schaffen wollte.

In den folgenden Jahren kamen noch drei weitere Brüder zur Welt, beinahe im Jahresrhythmus, und Roby wurde unter ihnen immer mehr zum Außenseiter. Schon alleine von seinem Aussehen her passte er nie zu den anderen, und während alle drei Brüder später zu den Österreichischen Bundesbahnen gingen, war Roby dafür nicht geeignet. Stattdessen riss er immer wieder von zu Hause aus und stand bereits als Fünfzehnjähriger vor dem Jugendrichter. All die Prügel und Ohrfeigen, die er von seinem Stiefvater bekommen hatte – und meistens völlig zu Recht, wie Roby oft feststellte –, hatten nichts genützt.

Vor dem Gefängnis hatte Roby abgrundtiefe Angst, aber auch darüber hätte er mit anderen nie geredet oder ein Wort darüber verloren. Von seinen schlimmen Erfahrungen mit dem Haftpersonal oder den Mithäftlingen hätte er nie erzählt, denn das Letzte, was Roby wollte, war, etwas von sich preiszugeben. Stattdessen erzählte er Anekdoten und Schwänke über seine Zeit im Hotel „Sonnenschein“, sodass man glauben hätte können, er hätte dort einen kostenlosen Ferienaufenthalt genossen.

So erzählte er zum Beispiel von seinen Mithäftlingen: „Alle waren unschuldig – außer mir.“, oder er berichtete, dass er schon nach zwei Wochen im Gefängnis in der Küche gearbeitet hätte und für die Essensausgabe zuständig gewesen wäre. „Ich hab die Portionen an die anderen Häftlinge ausgegeben und hatte dadurch sofort eine Sonderstellung. Ich habe wie ein Vogel im Hanf gelebt“, sagte er. Mit den Lieferanten hätte er seine

Geschäfte gemacht und jede Menge Alkohol und Zigaretten für sich herausgeschlagen können. Selten in seinem Leben sei es ihm so gut gegangen wie in der Küche des Hotels „Sonnenschein“ in der Völserstraße, wo er innerhalb von zwei Monaten nicht weniger als zehn Kilo zugelegt habe, weil er so viel zu fressen und zu saufen gehabt habe.

Eine andere Geschichte war, dass Roby schon nach wenigen Wochen in der Völserstraße, wie er erzählte, Freigänger gewesen wäre und bei einer Installationsfirma gearbeitet hätte. In der Früh hätte ihn der Chef der Firma abgeholt, mit dem er sich sofort gut verstanden habe und der mit ihm auch mehr als zufrieden gewesen wäre. Darum seien sie nach Arbeitsschluss auch immer auf Saftouren gegangen, und wenn es länger gedauert habe, dann hätte der Chef im Gefängnis angerufen und gesagt, dass er Roby später zurückbringen würde, weil sie Überstunden machen müssten. „Einmal“, erzählte Roby, „sind mein Chef und ich in einer Disco total abgestürzt, und als es schon gegen zwei Uhr war, habe ich selbst angerufen, weil mein Chef dazu nicht mehr in der Lage war. Ich habe gesagt, dass ich wegen der Überstunden später zurückkäme, und dass sie mir bei der Eingangstür den Schlüssel links unter einen Stein legen sollten, damit ich mir die Gefängnistür selber aufsperrn kann.“

Mehrmals war Roby vor Gericht gestanden. Eine Zeit lang hatten sich seine dortigen Auftritte gehäuft, sodass der Richter einmal meinte: „Herr Donner, jetzt sind sie schon wieder da. Ich kann sie bald nicht mehr sehen“, worauf Roby zur Antwort gab: „Ich sie auch nicht mehr, Herr Rat.“ Ein andermal hatte ihn der Richter gefragt: „Was wollen Sie: 90 Tage oder fünfundzwanzigtausend Schilling?“, worauf Roby schlagfertig konterte: „Da nehme ich lieber das Geld, Herr Rat“, was ihm zusätzlich sieben Tage wegen Missachtung des

Gerichtes eintrug.

Im Mittelpunkt von Robys Lieblingsgeschichte stand ein Gefängnisaufseher, der auch aus seiner Heimatgemeinde stammte. Der meinte einmal abfällig: „Mit dir ist es ein Elend. Schon wieder bist du da herinnen gelandet. Deine Eltern können einem richtig Leid tun“, worauf Roby meinte: „Ich spule nur meine sechs Monate herunter, aber du verbringst dein ganzes Leben hier herinnen.“

Diese Geschichten tischte Roby gerne auf, und natürlich hörten alle gerne zu, auch der Professor, obwohl er wusste, dass sie nur einen Teil der Wahrheit darstellten. Manchmal, vor allem wenn er etwas zu viel getrunken hatte und an Roby und seine Freunde, an Hansi, an Karl und Botazzi und an die anderen Leute von der Kugellagerbar dachte, dann steigerte er sich zu Hause bei einer Flasche Rotwein oft in Selbstgespräche hinein, in denen er seinem Ärger Luft machte und auf diese verhunzte Gesellschaft schimpfte, die solche Menschen wie Roby als Randexistenzen abtat. Dabei fluchte er in gestochnem Hochdeutsch und überschlug sich dabei fast: „So eine Niedertracht, was hat die Menschheit schon für eine Ahnung von derartigen Größen und Genies, die eine ursprüngliche Lebensfreude verkörpern, wie man sie in den tristen Einfamilienhäusern und Wohnanlagen kaum noch findet! Dabei sind die Robys und Hansis die wahren Verteidiger der Freiheit des menschlichen Daseins, deren Lebensrhythmus nicht vom Achtstundentag, von Bausparverträgen, von der Pensionsvorsorge, von der Arbeitslosenrate, von Urlaubsprospekten, von Börseberichten und vom Wirtschaftswachstum bestimmt ist! Wie kann man solche Menschen nur als minderwertige Außenseiter bezeichnen, ohne ihre wahre Größe, ihren Glanz und ihre Glorie zu sehen! In Wahrheit müsste man

sie ins Zentrum unserer maroden Gesellschaft rücken, als Vorbilder gelebter Bescheidenheit und Einfachheit, die ein Leben ohne große Ansprüche, ohne Reichtum führen, die sich nicht durch unsere Scheinwelt vernichten lassen, sondern als Menschen leben, die mit dem bisschen, das sie haben, zufrieden sind, die in den Tag hineinleben, wie es Mutter Natur eigentlich für uns alle vorgesehen hätte, und darum zu jenen gehören, die instinktiv in einer unbewussten Hochgeistigkeit klare Antworten auf die Fragen unseres Lebens liefern, ohne jemandem zur Last zu fallen, höchstens hin und wieder dem armen Hubert von der Kugellagerbar, wenn er, selten genug, einige Getränke anschreiben muss.“ So schimpfte der Professor vor sich hin, und dann setzte er sich in einer solchen Stimmung, meistens zu späterer Stunde, an seine Schreibmaschine und begann loszutippen, denn diese romantischen Gedanken über Roby und seine Freunde wollte er, aus einer reinen Marotte heraus, in seine alte Schreibmaschine klopfen und nicht in seinen Computer.

In einer dieser Nächte nannte der Professor Roby sogar einmal den „Honoré de Balzac vom Sportplatzweg“, denn von seinem Aussehen her erinnerte ihn Roby mit seinem breiten, fleischigen Gesicht, seiner gestauchten, massigen Statur und seinem fröhlichen Grinsen an diesen Autor, der einer seiner literarischen Götter war. Natürlich strich er diesen Vergleich später wieder heraus – Roby als Balzac zu bezeichnen, erschien ihm doch etwas zu hochgestochen.

Nach seinem Telefonat mit der Richterin hatte der Professor einige Male versucht, Roby ins Gewissen zu reden. Abgesehen von der Entziehungskur, wegen der er gemeinsam mit Roby dessen Hausarzt aufsuchte, wollte er auch versuchen, Roby bezüglich seiner Tochter und der Alimente aufzurütteln. Er müsste, war der Professor

überzeugt, zumindest versuchen, die laufenden Alimantationszahlungen in den Griff zu bekommen, wenigstens seinen guten Willen bekunden. Roby verteidigte sich und meinte, dass er seiner Tochter und auch ihrer Mutter ja immer wieder Geld schicke, aber viel mehr wäre nicht möglich, weil er selbst nichts besitze.

Doch der Professor ließ nicht locker: „Wenn du da nichts unternimmst, dann bist du in einem halben Jahr wirklich wieder in der Völserstraße, denn noch einmal bekommst du dann keinen Haftaufschub.“

So sehr der Professor Roby auch schätzte, das Verhalten seiner Tochter gegenüber konnte und wollte er nicht verstehen. Er war hier sehr empfindlich und bestand darauf, dass man eine grundsätzliche Verantwortung hätte, wenn man schon Kinder in die Welt setzte. Roby meinte darauf aber bloß: „Moment mal, Moment. Das geht dich aber schon einen feuchten Dreck an, das ist ganz allein mein Bier!“

Dabei hatte Roby, wie der Professor nur zu gut wusste, selbst große Probleme damit, seine Tochter nicht ausreichend unterstützen zu können, und war in diesem Punkt sehr empfindlich, auch wenn er das nie zugegeben hätte, schon gar nicht gegenüber einem Außenstehenden. Und gerade weil der Professor merkte, wie Roby diese Dinge belasteten, wollte er nicht locker lassen. Immer wieder kam er darauf zu sprechen, immer wieder bohrte er nach, immer wieder wollte er, dass Roby sich selbst gegenüber einmal ehrlich sei. „Meiner Tochter geht es hervorragend. Sie macht sich ausgezeichnet in der Schule und der Stiefvater kümmert sich auch um sie. Sie hat alles, was sie braucht. Was sollen da deine Moralpredigten?“

Einmal, kurz nach ihrem Ausflug in die Flussauen, wo Rosy das Thema kurz angeschnitten hatte, fragte der Professor genauer nach, wie das damals gelaufen wäre, wie er zu seiner Tochter gekommen sei, und hatte dabei

noch Robys „ich bin verführt worden“ im Hinterkopf.

„So ist es auch gewesen“, sagte Roby, war gleich wieder in seinem Element und erzählte dem Professor diese Geschichte:

Als junger Kerl von zwanzig Jahren trieb sich Roby öfters mit Birdy herum. Birdy hatte einen schweren psychischen Defekt, er litt unter einer Persönlichkeitsspaltung. So trat er in der Öffentlichkeit oft als Primar Frank auf, der ältere Damen medizinisch beriet, oder als Kommissar, der Jagd auf Drogendealer machte. Während dieser Phasen passte er auch sein gesamtes Umfeld seinen Vorstellungen an: So war seine Wohnung einmal eingerichtet wie eine Arztpraxis, dann wieder wie ein Kommissariat aus einem Hollywoodfilm. Schon als Jugendlicher gab es immer wieder Aufregung um Birdy. So erhielt sein Vater eines Tages eine Telefonrechnung über zwei Monatsgehälter. Der Vater glaubte an einen Irrtum und wandte sich in seiner Not sogar an eine Bezirkszeitung, die sich des Falles annahm. Schließlich stellte sich heraus, dass Birdy stundenlange Telefonate nach Amerika geführt hatte, bei denen er versucht hatte, Cassius Clay im Trainingscamp zu erwischen, um ihm alles Gute für seinen Boxkampf gegen George Foreman zu wünschen.

In der Öffentlichkeit trat Birdy nur in bester Kleidung auf. Seine Fingernägel waren gepflegt, die Augenbrauen gezupft, die Wangen geschminkt, oft trug er einen Borsalino. Er liebte es, nach München zu fahren, im Bayerischen Hof abzustiegen und sich als Filmregisseur auszugeben, und in Wien im Hotel Sacher als Chefarzt Doktor Frank aufzutreten, der im Schwarzwald die Privatklinik „Hippokrates“ leitete. Natürlich wurden seine Hochstapeleien bald durchschaut, und Birdy wurde schließlich entmündigt. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, in der Stadt einen Tisch in einem feinen Restaurant zu reser-

vieren und mit seiner Crew von Freunden als Filmregisseur aufzutreten. Dabei war manchmal auch Roby mit von der Partie, den Birdy der jungen niederösterreichischen Kellnerin als Hauptdarsteller in seinem neuesten Filmprojekt vorstellte. Sie fiel auch prompt auf diesen Schwindel herein und holte sich von Roby nicht nur ein Autogramm, sondern verliebte sich gleich in ihn, landete an jenem Abend in Robys Bett und wurde schwanger.

Und obwohl diese Verbindung natürlich nicht allzu lange hielt, das arme Mädchen den Schwindel bald durchschaute, nach Niederösterreich zurückging und dort mit einem anderen Mann ein neues Leben begann, so stand doch eines fest: Roby war Vater geworden.

Was dem Professor nicht mehr aus dem Kopf geht

Das Telefongespräch mit der Richterin ging dem Professor einfach nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder kam ihm ihre Stimme in den Sinn, sie tauchte ganz unvermittelt in ihm auf, und auch wenn er versuchte, sie loszuwerden, sie abzuschütteln, auch wenn er sich dachte, was dieser Unsinn denn sollte – das funktionierte nicht so einfach.

Seit er den Haftaufschub für Roby geregelt hatte, schaute der Professor regelmäßig bei ihm vorbei – meistens mittwochs, wenn er schulfrei hatte, oder am Sonntag Vormittag, bevor er sich auf eine Rad- oder Bergtour aufmachte. Roby schlief dann meistens noch, weil es am Vorabend länger gedauert hatte, aber das störte den Professor nicht weiter, er frühstückte dann mutterseelenallein inmitten von leeren Bierflaschen in der Pergola, in der es ausschaute, als ob eine Bombe eingeschlagen hätte. Er packte seine mitgebrachten Semmeln aus dem Rucksack, den Käse und den Schinken und die Marmelade und die Butter und die Thermosflasche mit dem Kaffee. Dann ließ er sich das Frühstück schmecken, hier an dem riesigen, dreckigen Tisch, an dem er sich nicht so allein fühlte wie bei sich zu Hause. Und gerade in solchen Momenten passierte es dann, dass sich diese Stimme der Richterin wieder bei ihm meldete.

Mit dem Alleinsein hatte der Professor große Probleme. Wenn er in der Schule unterrichtete, war er abgelenkt, aber kaum war sein Arbeitstag zu Ende, war die Einsamkeit wieder da. Er hatte überhaupt keine Lust, nach Hause zu fahren, und wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte. Wenn er sich ganz verlassen fühlte, rief

er meistens seinen Sohn am Handy an und fragte ihn, ob er Lust hätte, sich mit ihm zu treffen. Die hundert Kilometer Fahrtstrecke nahm er gerne auch mehrmals pro Woche auf sich, um seinen Sohn zu sehen. Meistens saß er dann mit seinem Sohn Felix bei McDonald's, weil der Hamburger über alles liebte, oder sie gingen ins Kino, wo der Professor allerdings meistens einschief und Felix ihm den Ellbogen in die Seite stoßen musste, damit er zu schnarchen aufhörte. Diese Stunden bedeuteten für den Professor aber dennoch eine echte Erlösung.

Da Felix ein sportlicher Bursche und bei mehreren Vereinen im Einsatz war – er spielte Fußball, Tennis und fuhr im Winter Schirennen – hatte der Professor zwar das Anrecht, seinen Sohn alle vierzehn Tage für ein Wochenende bei sich zu haben, musste aber oft darauf verzichten, denn mit den ganzen Sportveranstaltungen war der terminlich so eingespannt, dass die gemeinsamen Wochenenden oft ausfallen mussten. Der Professor hätte zwar hart auf sein Recht beharren können, aber natürlich war ihm klar, dass Felix die Wochenenden lieber mit seinen Freunden im Verein verbrachte als mit dem Vater, und er wollte ihn nicht in einen Zwiespalt bringen.

Einmal bemerkte Felix nebenbei, dass er gerne ein benzinbetriebenes Modellrennauto hätte, und zu seinem nächsten Geburtstag erwarb der Professor einen Baukasten, mit dem man ein solches Gefährt selbst zusammensetzen konnte. Er war zwar etwas skeptisch, ob der Zusammenbau nicht zu schwierig sein würde, aber der Verkäufer überzeugte ihn, dass es wichtig für seinen Sohn wäre, sich mit den einzelnen Bestandteilen des Modellautos vertraut zu machen, und Spaß mache es darüber hinaus auch noch. Die wichtigsten Teile seien bereits zusammengesetzt, für den Rest würde eine ausgezeichnete Beschreibung beiliegen.

Der Professor besorgte sich neben dem Bausatz auch gleich noch die wichtigsten Ersatzteile und das notwendige Werkzeug. Er war sich zwar im Klaren, dass er kein technisches Genie war und schon beim Aufstellen von Ikea-Möbeln scheiterte, aber ein Versuch konnte nicht schaden – schief gehen konnte es immer noch. Außerdem stellte er sich vor, dass er beim Zusammenbau des Wagens so ein paar schöne gemeinsame Stunden mit seinem Sohn verbringen würde.

Als Felix das Auto an seinem Geburtstag dann auspackte, fiel er seinem Vater um den Hals und wollte auf der Stelle mit dem Zusammenbau beginnen. Zwar verbrachte sein Sohn das ganze Wochenende bei ihm, sodass sie genügend Zeit zur Verfügung hatten, aber schon nach wenigen Stunden war der Professor mit seinem Latein und seinen Nerven am Ende und hätte den Baukasten am liebsten in hohem Bogen aus dem Fenster geschmissen. Auch bei Felix war die Enttäuschung riesengroß, bis der Professor schließlich – es war bereits gegen Mitternacht, in der Wohnung schaute es aus wie in einer Autoreparaturwerkstätte – auf die Idee kam, am nächsten Tag mit allen Bestandteilen zu Roby zu pilgern und ihn zu bitten, das Auto zusammenzubauen.

„Wer ist Roby?“, fragte Felix.

„Ein guter Freund von mir, und Automechaniker ist er noch dazu.“

Am nächsten Tag fuhren sie gegen Mittag zu Roby, wo auch Hansi auf Besuch war – die beiden schienen noch vom Vortag übrig geblieben zu sein. Sie waren beide ganz begeistert von dem Modellauto, und Hansi fing sofort an, von seiner Auto-Cross-Karriere zu erzählen und davon, dass er beinahe in der Formel I gelandet wäre.

„Willst du auch einmal Formel I-Rennfahrer werden?“, fragte er Felix, nahm einen riesigen Schluck aus der Schnapsflasche und hielt sie dann zum Spaß auch Felix hin.

„Ist das Schnaps?“, fragte Felix unsicher.

„Nein nein, das ist der Sprit für einen richtigen Rennfahrer, für einen Kerl, der in die Formel I will, ist es das einzig richtige Getränk“, meinte Hansi grunzend vor Lachen.

„Was redest du für einen Unsinn“, griff Roby ein, „du bringst den armen Burschen ja ganz durcheinander!“

Aber Felix war alles andere als durcheinander, im Gegenteil, die beiden seltsamen Männer faszinierten ihn, so etwas wie die beiden hatte er noch nie erlebt, und er freute sich schon darauf, seinen Freunden in der Schule von den beiden Rennfahrern, die er kennen gelernt hatte, zu erzählen.

„Roby hat schon Recht“, wurde Hansi jetzt ernst, „wir zwei hätten nicht so viel von diesen Tempomachern trinken sollen, dann hätten wir es wirklich in die Formel I geschafft. In der Formel I geht's halt um Tempo. Wir haben nur leider den falschen Treibstoff gewählt.“

Hansi saß mit übergeschlagenen Beinen auf der vordersten Kante des Stuhles, und immer wieder drohte sein Oberkörper nach vorne oder auf die Seite zu kippen. Er griff nach dem Baukasten und hielt einige Teile in die Höhe. „Es ist unglaublich, was die heutzutage auf die Beine stellen“, lallte er bewundernd, forderte Roby auf, endlich mit dem Zusammenbau zu beginnen, und fiel bei diesen Worten endgültig vom Stuhl. Nur mehr mit Robys Hilfe kam er wieder auf die Beine. „Ich glaube“, meinte er, „ich muss jetzt nach Hause.“ Zu Felix gerichtet sagte er zum Abschied: „Wenn Roby heute nicht in der Lage ist, das Auto zusammenzubauen, dann komm ich morgen mit meinem Werkzeug und erledige das. Sofern ich morgen überhaupt noch am Leben bin. Ich geh jetzt nämlich heim und häng mich auf.“

Normalerweise legte Hansi, wenn er so betrunken war, den Heimweg immer auf allen Vieren zurück,

heute jedoch bemühte er sich, sich vor dem kleinen Felix keine Blöße zu geben, nahm all seine Kräfte zusammen und torkelte, die ganze Straßenbreite ausnützend, nach Hause.

Dem Professor war der Auftritt vor seinem Sohn peinlich, und er versuchte, die Situation ein wenig ins Lächerliche zu ziehen: „Hansi macht heute keinen besonders guten Eindruck.“

„Der Vollmond steht vor der Tür“, meinte Roby und erzählte, dass Hansi schon um vier in der Früh aufgetaucht sei und seither bestimmt eineinhalb Flaschen Schnaps getrunken habe, so schlecht sei es ihm gegangen.

„Der Durst“, sagte der Professor, „hat schon seine Tücken.“

Roby studierte zwar noch die Bauanleitung für das Modellauto, aber dem Professor war klar, dass an diesem Tag nichts mehr aus dem Zusammenbau werden würde. Bald packte er die Teile wieder zusammen und verabschiedete sich von Roby, der meinte, es könnte ihm auch nicht schaden, sich ein wenig hinzulegen.

„Du, Papa“, fragte Felix, als sie gemeinsam nach Hause gingen, „was hat der Mann damit gemeint, dass er jetzt nach Hause geht und sich aufhängt?“

„Ach nichts“, versuchte der Professor zu beruhigen, „das sagt er bloß aus Spaß.“

„Aus Spaß?“

„Das darf man nicht ernst nehmen.“

„Und ist er wirklich ein Formel I-Rennfahrer gewesen?“

„Formel I nicht, aber Auto-Cross-Rennen ist er gefahren.“

„Hat er damals auch so viel Schnaps getrunken? Und haben ihm damals auch alle Zähne gefehlt?“

„Nein, das ist erst später gekommen. Er ist ein kranker Mann.“

„Was fehlt ihm denn?“

„Er hat es mit dem Kopf.“

Felix war von Roby und Hansi immer noch halb beeindruckt, halb geschockt.

„Du, Papa, sind das zwei Sandler gewesen?“

„Wieso Sandler? Natürlich sind das keine Sandler. Sie waren nur ein wenig betrunken.“

Am Abend brachte der Professor seinen Sohn wieder zur Mutter zurück. Er schlug vor, das Modellauto am nächsten Tag ins Geschäft zu bringen, um es dort zusammenbauen zu lassen. Aber Felix bestand darauf, sein Geburtstagsgeschenk mitzunehmen und es seiner Mutter zu zeigen. Wenige Minuten, nachdem der Professor seinen Sohn zu Hause abgeliefert hatte, läutete schon sein Handy. Seine Exfrau war am anderen Ende und machte ihm heftige Vorwürfe: Felix sei noch ganz durcheinander von dem Besuch bei Roby, es wäre ihr völlig gleichgültig, mit welchen windschiefen Kreaturen er sich herumtreiben würde, aber seinen Sohn solle er in Zukunft da aus dem Spiel lassen, sonst würde sie ihm sein Besuchsrecht entziehen lassen – und in nächster Zeit solle er Felix einmal nicht mehr besuchen kommen, bis er sich von diesem Ausflug erholt habe. Dann war die Verbindung unterbrochen.

In den nächsten Tagen versuchte der Professor mehrmals, mit seiner Exfrau zu reden, aber er kam nicht an sie heran. Den absoluten Tiefschlag versetzte ihm aber ungewollt sein Sohn, der ihm am Telefon verkündete, dass der neue Partner seiner Mutter das Auto bereits zusammengebaut hätte, dass sie schon auf einer Rennstrecke unterwegs gewesen wären und dass sie in den Sommerferien einige Rennstrecken in Österreich abklappern wollten.

Seit dieser Begebenheit war es um den Professor noch schlechter bestellt, zumal eben die Schulferien begon-

nen hatten. Er trank wieder übermäßig und schrankenlos, öfters saß er mit Roby in der Kugellagerbar oder in der Pergola und redete einen derartigen Unsinn, dass Roby ihn unter dem Gelächter der anderen aufforderte, er möge bitte auf Almdudler umsteigen, denn der Blödsinn, den er verzapfe, passe auf keinen grünen Zweig mehr.

In der Pergola passierte es auch einige Male, dass er in Tränen ausbrach. In einem Anfall von Selbstmitleid heulte er los, beklagte sich über seine Einsamkeit, meinte, dass er Roby um seine Rosy beneide, dass er es allein in seiner winzigen Wohnung nicht mehr aushalte, und dass er nun auch noch seinen Sohn verloren habe – bis Roby das Gejammere auf die Nerven fiel und er ihn davonjagte. Roby hatte für dieses Selbstmitleid nicht viel übrig, er meinte nur, dass der Professor eben nicht so viel saufen solle, wenn er es nicht vertrage, und dass er genügend Geld verdienen würde, um sich eine Frau zuzulegen – wenn er dabei Probleme hätte, dann könnte er ihm gerne behilflich sein, sein Freund Edi hätte da die besten Kontakte.

Wenn der Professor nach solchen Nächten in der Früh in seiner Wohnung aufwachte, dann kamen ihm seine Ausfälle so lächerlich vor, dass er gleich wieder ein Glas trinken musste.

Nach einigen solchen Tagen war er aber körperlich und geistig völlig ausgebrannt, und ihm wurde klar, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Er verräumte die ganzen Flaschen in seiner Wohnung, ging ein paar Tage in die Berge, und nach seiner Rückkehr fasste er sich ein Herz und rief bei der Richterin an, deren Stimme ihn die ganze Zeit über nicht in Ruhe gelassen hatte. Er kündigte ihr an, dass er mit ihr etwas zu besprechen hätte, dass er sie gerne sehen würde, und vereinbarte mit ihr ein Treffen in einem Café.

Der Student und Rosy in der Garage

Der Student staunt nicht schlecht, als Rosy die Garage aufgesperrt hat. „Wenn Roby nicht in der Völserstraße wäre, dann hätte ich keinen Schlüssel gebraucht, Roby sperrt die Tür nämlich nie ab. Das ist so ein Markenzeichen von ihm.“

In der Garage ist es eiskalt, aber Rosy weiß, wo Roby den Frostschutz stehen hat. Sie reicht dem Studenten die halbgefüllte Flasche, die von letzter Nacht noch übrig ist, und schlägt dann vor, dass er jetzt, wo er sich ein wenig aufgewärmt habe, ein Feuer machen könnte.

Zwischen dem Fernseher und der Kuckucksuhr ist ein Partezettel windschief an die Wand genagelt.

„Wahrscheinlich“, sagt Rosy traurig, „werden diese Gehirnamputierten von der Kugellagerbar erst dann merken, was sie an Roby hatten, wenn es mit ihm auch so weit ist wie mit Karl. Aber was soll's“, seufzt sie den Tränen nahe.

„Wer ist dieser Karl?“

„Auch so ein Bekannter von Roby. Ein netter Kerl. Er ist im letzten Sommer gestorben. Einfach umgefallen. Und sein Fiffy ist ganz allein zurückgeblieben. Aber er ist schon längere Zeit schlecht beisammen gewesen, kaum noch vor die Tür gekommen. Ein typischer Sekudentod.“

„Das kann man sich nur wünschen.“

„Ja, wenn es so weit ist, sicher. Übrigens, kennst du dich auch bei einem Videorecorder aus?“

Während sie darauf wartet, dass der Student die „Doktor Schiwago“-Kassette in den Recorder einlegt, legt sie sich auf die Liebesinsel und wartet, bis der Film beginnt.

Wie Roby zu Aufträgen kommt, die unter die Nachbarschaftshilfe fallen

Karl hatte Roby wenige Tage zuvor angerufen und ihn gebeten, bei ihm vorbeizukommen, da er sein Moped nicht mehr in Gang bringen würde, und ohne Moped käme er nicht einmal mehr zum Einkaufen. Als Roby zum schon etwas verfallenen Haus von Karl kam, saß Fiffy wie üblich mitten auf der Straße. Fiffy war in der ganzen Gegend als ausgesprochen starrsinniger Hund bekannt, der sich auch nicht von der Stelle rührte, wenn ein Auto kam, und so jeden Lenker zum Ausweichen zwang.

Als Roby ins Haus ging, lag Karl in seiner blauen Arbeitsmontur auf dem Diwan vor dem laufenden Fernseher und schaute sich den uralten Filmschinken an. Karl hatte in letzter Zeit sehr an Gewicht verloren. Wegen seines schlechten Gesundheitszustandes vertrug er keinen Alkohol mehr und kam so auch nicht mehr in die Kugellagerbar. Außerdem hatte er seine dritten Zähne nicht im Mund und wirkte so noch schlechter und eingefallener.

„Es ist ein Wunder, dass dein Fiffy noch nie von einem Auto überfahren wurde!“

„Wenn mir jemand dieses Sauvieh zusammenfahren würde, dann könnte ich mir jede Menge Geld ersparen“, erwiderte Karl und erzählte, dass ihm Fiffy letzte Nacht schon wieder seine dritten Zähne, die in Bruchstücken am Tisch lagen, zusammengebissen hätte.

„Was treibst du immer?“, fragte Roby.

„Nicht viel.“

„In der Kugellagerbar sieht man dich ja überhaupt nicht mehr. Du kannst doch nicht den ganzen Tag vor dem Fernseher verbringen.“

„Manchmal überlege ich, ob ich nicht ein Buch schreiben soll.“

„Was willst du schreiben?“

„Ein Buch.“

Roby schätzte Karl zwar als klugen Kopf, aber dass er gleich ein Buch schreiben wollte, verblüffte ihn doch.

„Was willst du denn für ein Buch schreiben?“

„Ich hab da so eine Idee. Seit ich krank bin, schau ich sehr viel in den Fernseher hinein und wenn man da länger hineinschaut, dann sieht man nur Verbrechen, Mord, Totschlag, Raub, Krieg, alles so unappetitliche Dinge.“

„Und darüber möchtest du ein Buch schreiben?“

„Nein, ich habe mir gedacht, ich schreibe ein Buch mit dem Titel: ‚Drei Tage ohne Gesetz‘.“

„Was willst du schreiben?“

„‚Drei Tage ohne Gesetz‘“, antwortete Karl, „stell dir vor, wie es wäre, wenn man morden, rauben, vergewaltigen und alles machen könnte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Was glaubst du, wie es sich da abspielen würde. Da könnt ich aus dem Vollen schöpfen.“

„Das Buch wäre sicher ein Weltbestseller.“

„Und jede Menge Geld würd es auch bringen. Aber ich brauch es ohnehin nicht mehr.“

„Geld kann man immer brauchen“, sagte Roby, der daran dachte, dass er neben dem Professor gleich noch einen zweiten Schriftsteller unter seinen Bekannten hätte.

Karl lebte seit dem Tod seiner Mutter vor zwei Jahren allein mit seinem Fiffy in diesem Fünzfzigerjahre-Häuschen, das dringend einige Reparaturen nötig gehabt hätte. Aber weder die Heimwerkerei noch die Haushaltsführung interessierten Karl, und dementsprechend schaute es bei ihm auch aus.

Der Tod seiner Mutter war ein schwerer Schlag für Karl gewesen, seither ging es gesundheitlich mit ihm bergab, und auch sein Humor, für den er früher berühmt gewesen war, blitzte nur mehr selten auf – so wie auch jetzt, als ihn Roby fragte, wie es ihm gehe.

„Die Leber ist kaputt, die Lunge auch, die Pumpe ist auch nicht mehr in Ordnung und da fragst du mich, wie es mir geht.“

Roby musste über diesen Befund grinsen, worauf Karl trocken meinte: „Bei mir wird das ein Sekunden-tod. Aber das ist ohnehin das größte Glück, das man haben kann.“

Karl war knapp sechzig und litt unter den Spuren seines Lebenswandels: Sein früherer Beruf als Schmied und die Arbeit an der heißen Esse hatten einen derartigen Durst hervorgerufen, dass ihm nichts anderes übrig geblieben war, als ganze Lastwägen voll Bier in sich hineinzukippen, um den Durst einigermaßen zu stillen.

Auch in seiner Freizeit trug Karl immer seine blaue Arbeitsmontur. Als seine Mutter noch am Leben gewesen war, hatte sie ihm zumindest an Sonntagen immer seinen Steireranzug herausgelegt. Nachdem er dann aber im Wirtshaus immer spöttische Bemerkungen zu hören bekommen hatte – „Was ist denn los, Karl, hast du keine Blaue mehr?“ –, hatte er ihn nur selten getragen. Und so sagte man Karl nach, dass er schon längst mehrfacher Millionär sein hätte können, wenn er nur einen Bruchteil jener Zeit, die er in der Arbeitsmontur steckte, auch gearbeitet hätte.

Karl war ein guter und angesehener Handwerker, aber ihm fehlten der Fleiß und der Arbeitswille. Manche sagten, dass Karl, wenn er die richtige Frau gefunden hätte, als Handwerker Karriere machen hätte können – aber das war ihm nie gelungen, und so begnügte er sich damit, in der kleinen Werkstätte, die er in der Garage neben

seinem Haus eingerichtet hatte, das bisschen zu verdienen, das er fürs Leben brauchte. Sein Arbeitstag dauerte meistens nur bis zum späten Vormittag, danach setzte er sich in eines der Gasthäuser ab. Zu seiner Mutter hatte er dann immer gesagt, er müsse ins Dorf zum Kuhnert, um Schrauben zu kaufen – so lange, bis die Wendung „er ist beim Kuhnert Schrauben holen“ sich im Ort als Redewendung etablierte, mit der man ausdrückte, dass jemand bei einem Saufgelage ist.

Mit Roby hatte Karl früher immer wieder zusammengearbeitet, wenn er Hilfe bei einem Auftrag benötigte, aber das hatte nicht funktioniert – fast immer waren die beiden schon nach der ersten Jause in einem Wirtshaus, meistens in der Kugellagerbar, gelandet.

„Was ist mit deinem Moped?“, fragte Roby nun.

„Irgendetwas mit dem Vergaser stimmt nicht. Kannst du mir nachschauen, ohne Moped bin ich ja aufgeschmissen. Ich muss mir sogar die Lebensmittel ins Haus bringen lassen, weil ich selber gar nicht mehr ins Dorf komme.“

Roby ging hinaus und nahm das Moped genauer unter die Lupe. Er entdeckte bald das Problem, besorgte das Material, das er für die Reparatur brauchte, und zwei Stunden später war das Gefährt wieder in Ordnung, sodass Karl und Fiffy, den er hinten in einem Drahtkorb untergebracht hatte, wieder mobil waren.

„Was kriegst du von mir?“

„Das passt schon.“

„Nein nein, das geht nicht“, sagte Karl und reichte ihm einen Schein. Als Roby sich auf den Weg nach Hause machte und an Fiffy, der wieder mitten auf der Straße lag, vorbeikam, sagte er im Vorbeigehen zu dem Hund: „Und pass gut auf dein Herrchen auf, damit ihm nichts passiert!“

Wie nach dem turbulenten Sommer immer noch nicht geklärt ist, wie es weitergehen soll, auch wenn in den Köpfen von Roby und Hansi eine Lösung herumspukt

Wenn man ein Leben führt wie Roby, steht man natürlich im Mittelpunkt von Gesprächen, Mutmaßungen, Verdächtigungen. „Was treibt dieser Kerl?“, wird im Ort oft gefragt, „wovon lebt er, was spielt sich da ab?“ Das ist die übliche Form der dörflichen Sozialkontrolle, aber daneben gibt es doch auch andere, die solche Figuren wie Roby mit wohlwollenderen und weniger misstrauischen Augen betrachteten.

Einer dieser Menschen war Josef Hupfauf, der erst kürzlich als Oberoffizial in den Ruhestand getreten war, nachdem er vierzig Jahre lang als kleiner Beamter an der Universität gedient hatte. Josef Hupfauf gehörte zu den eher unauffälligen Menschen, auch wenn er hin und wieder ein gutes Glas Rotwein nicht verschmähte. An seinem letzten Arbeitstag, der seinen Kollegen noch lange in Erinnerung bleiben sollte, gab es am Vormittag eine kleine Abschiedsfeier mit jeder Menge Wein und einer Bauernjause. Aber für seinen Abschied hatte er sich dazu noch etwas Besonderes einfallen lassen: Er war mit einer elektrischen Motorsäge ins Büro gekommen und hatte seinen Holzschreibtisch, an dem er viele Jahre lang still gearbeitet hatte, unter dem Beifall seiner Kollegenschaft zu Brennholz zerlegt, das er im folgenden Winter in seinem Ofen verheizte.

Wer solche Ideen hatte und sie dann auch noch umsetzte, der hatte natürlich auch Verständnis für Roby. Als Josef Hupfauf von einem Onkel, einem Kleinbauern, unter anderem auch einen alten Eicher-Traktor aus den

Fünzigjährigen vererbt bekam, mit dem er selbst nichts anfangen konnte, dachte er sofort an Roby und schenkte ihm den Traktor. Roby müsste zwar, sagte er, etwas Geld und Arbeit in das Gefährt investieren, aber das könnte sich durchaus lohnen, denn es gab immer wieder Traktorenfreaks, die viel Geld für einen solchen Oldtimer ausgeben würden. Roby war über dieses unerwartete Geschenk so glücklich, dass er drei Tage in der Kugellagerbar verbrachte und darüber nachdachte, wie viel er damit verdienen und was er mit dem Geld machen könnte.

So begann dieser Sommer für Roby mit einem Glücksfall und ganz nach seinem Geschmack mit den besten Aussichten. Roby drückte das so aus: „Mein Auftragsbuch ist voll, ich bin bestens motiviert. So lassen sich ausgezeichnet Feste feiern.“ Und gefeiert wurde tatsächlich viel und häufig und oft auch ohne Anlass, denn Robys schattige Pergola war der einzig richtige Platz, um der sommerlichen Hitze zu entkommen – Hansi meinte bei einem seiner Besuche: „Stell dir vor, du müsstest bei dieser Gluthitze am Bau arbeiten, nicht auszudenken. Ich fang schon allein bei dem Gedanken an zu schwitzen.“ Hansi feierte in diesem Sommer seinen Fünzigster und sorgte mit seiner Bemerkung „Zu meinem fünfzigsten Geburtstag werde ich mich einmal so richtig ansaufen!“ – die er auch wirklich in die Tat umsetzte – für einige Heiterkeit.

Die Nächte in der Pergola dauerten meistens lange. Roby bereitete auf seinem Grill diverse Köstlichkeiten zu und zauberte herrliche Grillhühner hervor, die er ziemlich respektlos am Hackstock mit der Holzaxt zerlegte. Robys Grillhühner waren in der ganzen Gegend berühmt – nur Hansi nahm an diesen Festmählern nie teil, denn Hansi aß nie etwas, nicht nur bei Roby nicht, er ernährte sich fast ausschließlich flüssig –, aber seine Kochkunst

beschränkte sich nicht nur darauf, Roby verstand es überhaupt, aus allem etwas Köstliches zu komponieren.

So servierte er einmal eine Pfanne mit gebratenem Fleisch, das seine Besucher über den grünen Klee lobten, sogar Robys Tante, die große Magenprobleme hatte und über Appetitlosigkeit klagte, war ganz begeistert und nahm sich die Reste des Bratens sogar mit nach Hause, um sie am nächsten Tag aufzuwärmen. Als alle satt waren und sich zurücklehnten, konnte sich Roby ein verschmitztes Lächeln nicht verkneifen, während er verkündete, dass es sich bei dem Braten nicht, wie er ursprünglich behauptet hatte, um Wildfleisch gehandelt habe, sondern um einen Hund. Rosy musste sich auf der Stelle übergeben und verfluchte Roby, die Tante verteidigte ihn jedoch – ihr war der Braten wie ein Festmahl vorgekommen, seit langem habe sie nicht mehr mit solchem Appetit gegessen, und wenn sie früher gewusst hätte, dass ihr Hundefleisch so wohl täte, hätte sie immer schon Hund gegessen.

Ab diesem Zeitpunkt waren die Gäste bei den Speisen, die Roby ihnen vorsetzte, etwas vorsichtiger – in der Kugellagerbar hieß es, dass bei Roby öfter chinesische Menüs wie „wau wau“ oder „miau miau“ oder die Chop Suey-Variante „wau wau miau miau“ auf der Tageskarte stünden.

So großartig aber dieser Sommer begonnen hatte, bald mehrten sich doch die bedrohlichen Zeichen. Die Nachricht von Karls Tod trübte die Stimmung in der Pergola zumindest kurzfristig – obwohl man damit rechnen hatte müssen, dass Karl bald sterben würde, setzte dieses Ereignis gerade Roby doch sehr zu, und das Erlebnis beim Begräbnis, wo Fiffy mutterseelenallein am Grab stand, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Kurz hatte er überlegt, Fiffy zu sich zu nehmen, vergaß diesen Vorsatz aber

bald und fragte stattdessen in der Pergola jeden, ob er einen Platz für Fiffy hätte. Aber niemand hatte Interesse, und so wurde Fiffy zuerst für ein paar Tage bei einem Nachbarn untergebracht und dann ins Tierheim gesteckt, wo er bald darauf auch für immer seine Augen schloss.

Aber nicht nur das Schicksal von Fiffy, auch Karls Tod belastete Roby, obwohl er natürlich auch darüber vor seinen Freunden noch seine Witze machte, etwa indem er meinte, dass man Karl hoffentlich mit seiner Blauen in den Sarg gelegt hätte, weil Karl ja sein Leben lang eine Blaue getragen hätte.

Aber Karls Tod war nicht das Einzige, was den Sommer für Roby trübte, auch in das Getriebe der Beziehung zu Rosy war, nicht erst seit dem Hundemahl, das Rosy überhaupt nicht lustig gefunden hatte, Sand geraten. Rosy war rasend eifersüchtig und hatte Roby deshalb mehr als einmal eine heftige Szene gemacht, bei der sie die Garage auf den Kopf stellte und die Flaschen und Gläser durch die Luft flogen. Der Anlass für solche Streitereien waren oft nur Kleinigkeiten, einmal zum Beispiel eine Blödelei von Roby:

„Wir haben jetzt schon Wochen nichts mehr miteinander gehabt“, hatte Rosy mit vorwurfsvoller Stimme gesagt, worauf Roby schlagfertig geantwortet hatte: „Ja, du hast lange nichts mehr gehabt.“ Dieser Witz hatte genügt, dass Rosy ihm an die Gurgel gehen wollte und nach einem heftigen Streit schließlich in Tränen aufgelöst die Pergola verließ und sich einige Tage nicht mehr blicken ließ. In solchen Situationen nützte den beiden auch kein „Doktor Schiwago“ mehr – „wenn du weiter so spinnst“, sagte Roby, „dann kannst du dich wieder zu deinem Alten nach Hause machen.“

Nachdem der Sommer ohnehin schon so vermurkt war, passte es Roby ganz gut ins Konzept, dass im Landesner-

venkrankenhaus ein Bett für ihn frei geworden war und er seinen Entzug beginnen konnte.

„So ein Zufall“, sagte Botazzi, der am Heimweg von der Kugellagerbar einen Zwischenstopp bei Roby eingelegt hatte, „ich muss am gleichen Tag einrücken wie du.“

„Lieber in die Psychiatrie“, sagte Roby, „als ins Gefängnis.“

„In der Psychiatrie ist alles in Ordnung. Die ersten paar Tage sind immer ein bisschen anstrengend, aber dann hast du die immer gute Unterhaltung mit den ganzen Verrückten dort.“

Im Gegensatz zu Botazzi, der am Wochenende vorher noch sämtliche Alkoholvorräte leerte, kam Roby völlig nüchtern ins Krankenhaus, und die Ärzte staunten nicht schlecht, als sie bei ihm null Komma null Promille feststellten. Zuerst glaubten sie an einen Fehler des Messgerätes, aber Roby war tatsächlich völlig trocken.

Im Krankenhaus hatte Roby eigentlich nur deshalb seine Probleme, weil ihm der Aufenthalt dort als verlorene Zeit vorkam. Dass er ohne Alkohol auskam, machte ihm, zu seinem eigenen Erstaunen, hingegen überhaupt keine Schwierigkeiten – immerhin konnte er sich an kaum einen Tag in den letzten Jahren erinnern, an dem er nichts getrunken hatte. Er warf sogar die Medikamente in die Toilette, weil er sich, wie er später zum Professor sagte, nicht vergiften lassen wollte. Botazzi hingegen hatte mit der Abstinenz weit mehr Probleme. Er wachte in der Früh schweißgebadet auf und lief die ersten Tage wie ferngesteuert durch die Gegend.

Roby versuchte, sich im Krankenhaus möglichst unauffällig zu benehmen, damit er bald entlassen werden würde. Die größte Anstrengung kostete ihn nicht der Alkoholentzug, sondern der Tagesablauf im Krankenhaus – mit gewissen Dingen wie zum Beispiel mit

der Morgengymnastik oder mit den Zeichen- und Kreativstunden konnte er einfach nichts anfangen. Bei seinem Psychiater, bei dem er zur Gesprächstherapie war, hatte er sich einigen Respekt verschafft, indem er ihm geradeheraus sagte, dass er sich aufhängen würde, wenn er noch einmal ins Gefängnis müsste. Der Arzt ging ab diesem Zeitpunkt sehr vorsichtig mit ihm um.

Einmal bekamen er und Botazzi Besuch von Hansi, der sich in dieser Umgebung nicht besonders wohl zu fühlen schien, auch wenn er meinte: „Vielleicht würde mir so eine Alkoholbehandlung auch ganz gut tun.“

Roby wäre am liebsten schon nach einer Woche wieder in seine Garage zurückgegangen, nicht zuletzt auch, weil ihm Rosy fehlte. Er wartete jeden Tag auf ihren Besuch, aber sie tauchte nicht auf. Darum bemühte er sich, andere Kontakte zu knüpfen, und hatte schon bald eine Bekannte, die wegen ihrer schweren Depressionen behandelt wurde. Eines Nachmittags durfte er gemeinsam mit ihr einen Spaziergang durch die Stadt machen, und während Roby in seine Gedanken vertieft am Gehsteig neben ihr her ging, hätte ihn beinahe ein Auto gerammt. Die Bremsen quietschten, Rosy sprang aus dem Wagen und machte ihm eine heftige Szene:

„Bist du nicht mehr ganz sauber?“, schrie sie Roby an und beschimpfte ihn mit Ausdrücken, unter denen „du Hurenbock!“ noch einer der zartesten war.

„Ich glaube, du gehörst eher in die Klapsmühle als ich“, meinte Roby trocken und verschwand mit seiner Begleitung, während Rosy wieder in ihren Wagen sprang.

„War das deine Frau?“, fragte seine Bekannte nachher.
„Ich bin nicht verheiratet“, meinte Roby mürrisch.

Nach drei Wochen konnte Roby zurück nach Hause. Seine Rückkehr hatte sich schnell herumgesprochen,

und innerhalb weniger Stunden trudelte alles in seiner Pergola ein, was in seinem Bekanntenkreis Rang und Namen hatte. Sogar Rosy, mit der es im Laufe des Abends und nach einer Flutwelle von Alkohol zu einer großen Versöhnung kam, die in den frühen Morgenstunden auf Robys Liebesinsel endete, war gekommen.

Auch der Professor kam am nächsten Tag vorbei, um nachzuschauen, wie es Roby nach seiner Entziehungskur ginge. Ein Blick in Robys Augen genügte, um ihm zu beweisen, dass er ganz der Alte war.

„Alles in Ordnung?“ fragte der Professor mit einer Fröhlichkeit, die Roby überraschte.

„Wie geht's meinem Konsalik?“, begrüßte ihn Roby.

„Blendend“, antwortete der Professor, und Roby war noch mehr erstaunt – so ein Wort hatte er aus dem Mund des Professors überhaupt noch nie gehört.

„Wie steht's mit meinem Buch?“

„Alles bestens. Aber alles braucht seine Zeit.“

„Das Buch werde ich dann wahrscheinlich nicht mehr erleben.“

„Natürlich. Aber es gibt wichtigere Dinge im Leben, als Bücher zu schreiben.“ In diesem Moment dämmerte Roby, als er in die strahlenden Augen des Professors schaute, was passiert war.

„Sag bloß, dass da eine Frau im Spiel ist?“

„Du weißt ja, wie das Leben so spielt.“

„Kenne ich sie?“

„Du kennst sie sogar sehr gut“, lächelte der Professor.

„Dann kann es nichts Gescheites sein“, meinte Roby.

„Sie hat dir auch schon viel geholfen“, erwiderte der Professor und erzählte dann, was in den letzten Wochen passiert war:

Bereits einen Tag nach ihrem ersten Treffen hatte er sich gleich zum zweiten Mal mit der Richterin getroffen, so gut hatten sie sich auf Anhieb verstanden, und an den

folgenden Tagen wieder. Auch die Richterin hatte eine schmerzliche Trennung hinter sich, und sie gestand dem Professor, dass sein erster Anruf und die Art, wie er sich für Roby eingesetzt hatte, sie sehr beeindruckt hätten, und dass sie glücklich gewesen wäre, als er dann neuerlich angerufen hatte.

Schon nach wenigen Tagen hegten die beiden große Pläne. Nach all den Problemen der letzten Monate und Jahre, klagte die Richterin, wolle sie sich eine Auszeit gönnen und ihren Beruf für ein Jahr an den Nagel hängen. Der Professor war sofort Feuer und Flamme und führte schon am nächsten Tag Gespräche mit seinem Direktor und dem Landesschulrat über ein Freijahr, das ihm auch gleich genehmigt wurde, da es ohnehin genügend Junglehrer gab, die froh über eine Stelle waren. So beschloss der Professor und seine neue Liebe, dass sie die kalten Wintermonate in einem freundlicheren Klima verbringen und ihr neues Glück genießen wollten.

Roby war zwar einiges gewohnt, aber diese Neuigkeit versetzte ihn doch in Erstaunen.

„Was?“, stammelte er, „das ist aber nicht wahr, oder?“ Und dann, nach einer Pause: „Mit anderen Worten, du verdankst mir deine neue Liebe.“

„So ist es“, sagte der Professor.

„Das darf doch wohl nicht wahr sein. Das muss dann aber auch heißen, dass ich nie wieder ins Gefängnis muss, wenn du schon etwas mit meiner Richterin hast. Schließlich muss ich doch auch davon profitieren, wenn ich euch beide schon zum großen Glück verholfen habe.“

Roby war von der Neuigkeit so überwältigt, dass er gleich zum Kühlschrank eilte und eine Flasche Wein holte, die sie gemeinsam in kürzester Zeit austranken.

„Wann stellst du mir deine neue Flamme vor? Ich werd euch auch die besten Grillhühner servieren!“

„Hierher kann ich sie nicht mitnehmen.“

„Warum, schämst du dich wegen meiner Pergola?“

„Nein, das nicht. Aber wenn sie deinen Blumentopf mit der Zweimeterstaude sieht, dann bist du gleich wieder im Gefängnis“, sagte der Professor mit einem Blick auf die Hanfstaude, die in der Zwischenzeit mannhoch emporragte.

„Ich kann sie ja für diesen Abend wegstellen. Die Einladung steht jedenfalls“, erwiderte Roby und fügte hinzu, während sich der Professor zum Gehen aufmachte: „Übrigens, du hast beim letzten Mal deine Rayban-Brille bei mir vergessen.“

„Ich schenk sie dir“, sagte der Professor, der wusste, dass Roby schon immer ein Auge auf die Brille geworfen hatte.

Als er an diesem Abend Rosy in der Kugellagerbar von der neuen Geliebten des Professors erzählte, meinte Rosy trocken, dass sie schon immer gewusst habe, dass der Professor nicht ganz klar im Kopf wäre. Ein normaler Mensch, meinte sie, lege sich doch nicht eine Frau zu, die andere hinter Gitter bringe. So hatte das Roby zwar noch nicht gesehen, aber irgendwie musste er ihr Recht geben sich.

„Rosy“, sagte Roby, „weißt du, was ein Burn-Out ist?“

„Was? Burn-Out? Keine Ahnung. Warum?“

„Er sagt, dass er und seine Richterin an einem Burn-Out leiden und deshalb über den Winter irgendwohin in die Sonne fahren müssen.“

„Burn-Out, so ein Unsinn. Nicht ganz sauber sind die beiden. Das ist alles, was denen fehlt.“

„Aber wir zwei könnten doch auch mit dem Motorrad für zwei, drei Wochen in den Süden fahren. Wenn ich den Traktor verkauft habe, hätte ich das Geld, dass wir uns das leisten können.“

„Das wäre schon eine tolle Sache. Vielleicht haben wir auch ein Burn-Out, das wir dort behandeln können.“

Trotz der Hitze machte sich Roby also an die Reparatur seines Traktors, um ihn so weit zu bringen, dass er ihn verkaufen konnte. Einen Interessenten hatte er sogar schon, wenn auch ihre Preisvorstellungen noch weit auseinander lagen. Aber Roby wollte nicht weniger verlangen, denn er plante, mit dem Traktor so viel zu verdienen, dass er sich ein gebrauchtes Motorrad kaufen und einige Tage mit Rosy am Meer verbringen könnte. Das, glaubte er, war er ihr schuldig, und er selbst benötigte außerdem auch eine Erholungspause von den Typen, die seine Pergola bevölkerten.

Einmal während dieser Zeit rief ihn überraschend seine Tochter an, die gerade achtzehn geworden war, und kündigte an, dass sie ihn gerne, gemeinsam mit ihrem Freund, besuchen wollte. Roby hatte seine Tochter seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Der Gedanke, dass sie bei ihm in der Pergola auftauchen könnte, passte ihm überhaupt nicht, denn er schämte sich vor ihr, nicht nur wegen seiner Unterkunft. Darum antwortete er, dass er nicht hier sei, weil er in den Süden fahre und nicht wisse, wann er zurückkomme. Er tröstete seine Tochter auf später und versprach ihr, ihr etwas Geld für ihren Urlaub mit ihrem Freund zu schicken. Er sei im Moment dabei, einen Traktor zu verkaufen, und sobald er das Geld bekomme, sende er ihr etwas zu, und außerdem auch ein Geschenk zu ihrem achtzehnten Geburtstag, den er leider versäumt habe, weil er einige Wochen im Krankenhaus gewesen sei.

Rosy verstand überhaupt nicht, warum Roby sich in solche Lügengeschichten verwickelte. „Sie möchte dich halt sehen und auch einmal kennen lernen. Dazu hat eine Tochter wohl das Recht.“

„Aber doch nicht zu mir in die Pergola! Das arme Mädchen fällt doch in Ohnmacht – und dann noch

zusammen mit ihrem Freund. Das hat das arme Mädchen nicht verdient!“, versuchte sich Roby schon wieder herauszureden, und ging auf Rosys Vorschlag, seine Tochter bei ihr zu Hause zu empfangen, da ihr Mann schon seit Wochen in der Steiermark sei, gar nicht ein – er wollte das einfach nicht hören.

Zu späterer Stunde kam auch einmal Robys Cousin in angetrunkenem Zustand vorbei. Roby wusste um die Probleme, die er wegen seines Sohnes hatte: Um die Gründung einer Firma zu finanzieren, hatte er für einen Kredit gebürgt, und hatte nun, nachdem sein Sohn in Konkurs gegangen war, Probleme mit der Bank. Roby konnte also gut verstehen, dass sein Cousin, der ansonsten nicht zu den Alkoholikern zählte, hin und wieder zu tief ins Glas schaute.

„Wenn ich einen solchen Sohn hätte“, sagte Roby einmal zu Rosy, „ich wüsste nicht, was ich mit dem Kerl unternehmen würde.“

„Das sagst ausgerechnet du“, meinte Rosy.

An seinem Cousin hatte Roby einen Verbündeten, der ihm stets unter die Arme gegriffen hatte. An diesem Abend aber merkte Roby bald, dass etwas in der Luft lag. Vor einigen Tagen hatte Roby eine kleine Auseinandersetzung mit der Frau seines Cousins gehabt, die ihm vom Balkon herunter zugerufen hatte, Roby solle doch einmal das herabgefallene Laub und den Schmutz rund ums Haus zusammenkehren. Roby ärgerte sich über diesen Befehl dermaßen, dass er meinte: „Ja, und in zehn Minuten komm ich in die Wohnung und sauge und putze alles und wechsele auch noch die Bettwäsche.“

Diese patzige Antwort ärgerte wiederum die Frau des Cousins, und sie fragte ihn in einem barschen Tonfall, was es denn eigentlich mit seiner Topfpflanze auf sich habe.

„Das geht dich einen Scheißdreck an“, rief Roby hinauf, „schließlich kann ich in meinem Garten machen, was ich will.“

Die Gattin des Cousins verschwand zwar daraufhin wortlos vom Balkon, erledigt war die Sache damit aber natürlich nicht. Behutsam wollte ihn nun sein Cousin darauf aufmerksam machen, dass er so nicht mit seiner Frau reden dürfe, und dass er verstehen müsse, dass er sich an bestimmte Regeln zu halten habe und er bei seiner Frau keinen Spaß verstehe.

„Aha“, dachte Roby, „daher weht also der Wind.“

Als er später Rosy davon erzählte, geriet sie ganz außer sich und beschimpfte nicht nur die Gattin des Cousins, sondern auch ihn selbst, den sie einen feuchten Waschlappen nannte, weil er sich von seiner Alten dermaßen dirigieren lasse.

Aber es sollte noch schlimmer kommen: Wenige Tage später wurde in der Tageszeitung über einen großen „Rauschgiftskandal“ berichtet, der sich im Dorf zugetragen habe. Der Schulwart der Volksschule hatte in einem abgelegenen Eck des Pausenhofes mehrere Hanfstauden entdeckt, die, wie die Zeitung schrieb, das Rohmaterial für Marihuana wären. Daneben war ein Foto abgedruckt, auf dem zu sehen war, wie der Schulwart und einige Polizisten die Stauden beschlagnahmten. Von den Tätern, die diese Stauden angepflanzt hatten, fehlte noch jede Spur.

Der Artikel sorgte im Dorf für einiges Aufsehen. Einige sahen bereits den Untergang des Abendlandes hereinbrechen, nachdem die Rauschgift Händler nicht einmal mehr vor den Gartenanlagen der Volksschule zurückschreckten, um ihre Geschäfte zu treiben, andere aber erkannten die Stauden gleich als Vogelhanf, der nur für die Vogelfütterung benützt werden konnte, zu Rauschgiftzwecken völlig unbrauchbar war und außerdem im ganzen Ort wild wuchs.

Der Frau des Cousins aber fiel die Ähnlichkeit mit der Staude in Robys Garten sofort auf. Sie fiel aus allen Wolken und befahl ihrem Mann, die Hanfstaude verschwinden zu lassen, da sie nichts mit Rauschgift zu tun haben wollte: „Wenn diese Stauden nicht auf der Stelle verschwinden, dann rufe ich die Polizei.“

Damit hatte die Geschichte aber noch nicht ihr Ende gefunden. Einige Tage später tauchte der Cousin nämlich mit seiner Gattin in der Kugellagerbar auf. Sie saßen in einer Runde, während Rosy mit einigen Bekannten am Nebentisch Platz genommen hatte. Natürlich dauerte es nicht lange und das Gespräch kam auf Roby, und Rosy, die ein Schnäpschen nach dem anderen trank, spitzte ihre Ohren wie ein Luchs.

Die Frau des Cousins beklagte sich, dass Roby die Gütmütigkeit ihres Mannes ausnützen würde, der ihm freiwillig eine Unterkunft zur Verfügung gestellt hätte, ohne dafür Miete zu bekommen, der oft die Stromrechnung für ihn zahle, obwohl der andauernd den Fernsehapparat laufen lasse, und für das Wasser zahle Roby auch nicht. Das alles hätte man noch hingenommen, wenn Roby zumindest seinen Hausmeisterpflichten nachkommen würde. Aber nicht einmal das mache er, sondern fahre sie sogar an, wenn sie ihn bitte einmal zusammenzukehren, und damit sei das Maß jetzt voll, überhaupt seit der Geschichte mit der Hanfstaude, denn in ihrem Haus wolle sie mit Rauschgift nichts zu tun haben, und auch mit diesen dubiosen Typen nicht, die sich da drunten in Robys Pergola aufhalten würden, das reinste Gesindel gehe da aus und ein, dem müsse endlich ein Riegel vorgeschoben werden, und Roby müsse sich etwas anderes suchen, wenn er sich nicht endlich ändere und die Spielregeln einhalte.

Rosy hatte diese Schimpftirade, trotz des Alkohols, den sie schon getrunken hatte, genau mitverfolgt. Als

dann die Worte über das Gesindel fielen, sprang sie plötzlich auf und brüllte die Frau des Cousins an, ob vielleicht sie mit dem Gesindel gemeint sei. Als der Cousin versuchte, Rosy zu beruhigen, wurde sie immer noch lauter und schrie ihn an, er sei ein Waschlappen, der sich von seiner Alten terrorisieren lasse, seine Alte sei ein blödes Kalb, das nichts anderes im Schilde führe als Roby hinauszuekeln und auf den armen Roby einzudreschen, wie es alle anderen Verwandten immer schon gemacht haben, weil Roby immer das Arschloch der ganzen Familie gewesen wäre, obwohl Roby ein hochanständiger Mensch sei und keinem irgend etwas zu Leide täte. Dabei sollten er und seine Frau besser auf ihren Sohn Acht geben und sich um ihn kümmern und nicht um eine Hanfstaupe, die keinen Menschen interessiere, aber dieses dumme Weib habe nichts anderes im Kopf als diese Hanfstaupe und wie sie den armen Roby wieder auf die Straße bringen könnte, weil er ihr immer ein Dorn im Auge gewesen sei, schrie Rosy mit hochrotem Gesicht und mit den Händen wild um sich schlagend. Hubert versuchte zwar, sie zu beruhigen, aber dazu war Rosys Zorn zu groß, bis es dem Cousin und seiner Frau zu viel wurde.

„Das hat noch ein Nachspiel“, sagte sie, als sie das Lokal verließ, „dich will ich beim Roby nicht mehr sehen, sonst hol ich die Polizei und lass dich wegbringen.“

„Was meint denn dieser Trampel“, sagte Rosy, als die beiden weg waren. „Sie kann nichts anderes als den armen Roby traktieren. Die sollen ihn endlich einmal in Ruhe lassen und auf ihren eigenen Nachwuchs schauen.“

Tatsächlich mussten sich Roby und Rosy in der nächsten Zeit woanders treffen, und in der Pergola konnte sich Rosy nicht mehr blicken lassen. Und wenn Roby auch ein wenig stolz auf sie war, weil sie ihn so verteidigt

hatte, so warf er ihr doch vor, sich nicht besonders klug verhalten zu haben.

„Ich glaube“, sagte er, „wir zwei fahren wirklich für ein paar Tage ans Meer, bis sich die Lage wieder etwas beruhigt hat.“

Aber die Pechsträhne von Roby riss nicht ab. Den Traktor hatte er immer noch nicht verkaufen können, mittlerweile war er sogar schon so weit, dass er mit dem Preis noch weiter hinunter gegangen wäre. Da machte er mit einem anderen Auto, das er gerade zur Reparatur hatte – irgendetwas mit der Hupe stimmte nicht, die sich immer wieder von selbst einschaltete – eine kurze Probefahrt, die zu einem längeren Ausflug ausartete, bei dem er in verschiedenen Nachbargemeinden in Wirtshäuser einkehrte und schlussendlich in einem Obstgarten landete, wo er gegen einen Apfelbaum donnerte – Totalschaden, und das auch noch alkoholisiert und ohne Führerschein. Zum Glück kannte er in dem Dorf einen Bauern, der schnell reagierte und das Autowrack in seinen Stadel schleppte, sodass alles ohne Polizei abging. Aber natürlich musste Roby die Kosten für das Auto übernehmen, sodass ihm nichts anderes übrig blieb, als den Traktor rasch und sehr günstig zu verkaufen. Das Motorrad und den Urlaub mit Rosy konnte er sich so in die Haare schmieren.

Um sein Glück noch perfekt zu machen, erhielt Roby dann auch noch einen Brief von seiner Tochter, die bitterböse schrieb, dass sie mit ihm nichts mehr zu tun haben wollte und dass er nicht mehr ihr Vater wäre, da er nicht einmal bereit sei, sie zu treffen, obwohl sie sich das so sehr gewünscht hätte. Aber inzwischen hätte sie die Nase endgültig voll und das Geld, das er ihr zu schicken versprochen hatte, könne er gerne selbst versaufen.

Mit diesem Brief war der Sommer zu Ende, zumindest für Roby. Er überlegte, ob es nicht besser gewesen wäre,

wenn er keinen Haftaufschub bekommen hätte, sondern die ganze Zeit in der Völserstraße gesessen wäre, wo ihm das alles erspart geblieben wäre. Ein paar Tage war er so angeschlagen, dass er nur noch ans Aufhängen dachte. Das ist kein Leben mehr, dachte er, als gerade in diesem tristen Moment Hansi auftauchte, über dessen Besuch er sich fast schon freute, so verlassen kam er sich in diesem Augenblick vor.

„Was ist los?“, fragte Roby.

„Du, Roby, hast du nicht ein paar Minuten Zeit, ich muss dich um einen Gefallen bitten.“

„Geld hab ich selber keines.“

„Nein, ich brauch kein Geld.“

„Wir können etwas zusammen trinken, aber ich hab nicht lange Zeit.“

„Ich brauch nicht lange, Roby, aber du musst mir helfen.“

Dann gingen sie in die Pergola. Roby holt zwei Flaschen Bier.

Roby war sehr gespannt, was Hansi auf dem Herzen hatte.

„Heute hat mich so ein Doktor von der Unität aufgesucht“, sagte Hansi.

„Von wo?“

„Von der Unität.“

„Aha. Von der Unität.“

„Ja, von der Unität.“

„Und was hat der Doktor von der Unität haben wollen?“

„Hast du vielleicht noch eine Schluckimpfung für mich?“, fragte Hansi, und Roby schenkte ihm eine kräftige Ladung Alpenpenicillin in ein Weinglas ein.

„Was wollte der Doktor von dir?“

„Es war eigentlich kein richtiger Doktor, sondern ein Doktatstudent von der Unität, weil er noch nicht

ein richtiger Doktor ist, aber er hat sich für meinen Fall interessiert.“

„Für deinen Fall.“

„Ja. Weil er hat mir seinen Doktat-Führerschein gezeigt und er ist noch kein richtiger Doktor, weil er erst sieben Sylvester hinter sich hat.“

„Sieben Sylvester.“

„Ja. Sieben Sylvester hat er an der Unität studiert und mit mir will er sein Doktat schaffen.“

„Und was hat er vor mit dir?“

„Er hat mir gesagt, dass er sein Doktat über mich schreiben will, über meine Krankheit.“

„Über deine Krankheit. Und was ist deine Krankheit?“

„Ja, mit dem Saufen von mir, weil er die Unterlagen von der Unität von mir hat und jetzt hat er ein Stipendium bekommen, damit er sein Doktat für einen richtigen Doktor machen kann mit mir.“

„Was ist ein Stipendium?“

„Ein Stipendium, hat mir der Doktor erklärt, das ist so wie die Weihnachtsgeneration für einen Arbeiter.“

„Ah ja. Das klingt gut.“

„Er hat mir eine Zeitung gezeigt, wo nur solche schweren Fälle drin sind wie ich.“

„Und was will er jetzt damit?“

„Er will mich auch als schweren Fall in die Zeitung bringen und wenn er sein Doktat hat, will er mich operieren.“

„Was will er?“

„Ja, er will mich gesund machen mit meiner Krankheit.“

Roby war so erstaunt, dass er Hansi ungefragt eine neue Schluckimpfung nachschenkte, obwohl das Glas noch nicht einmal leer war.

„Und wie will er das machen?“

„Das ist etwas kompliziert, hat der Doktant gesagt.“

„Das kann ich mir vorstellen. Bei deiner Krankheit, da muss er ja den ganzen Kopf austauschen, damit es etwas hilft.“

„Nicht gerade den ganzen Kopf, aber der Doktant hat gesagt, da gäbe es eine Möglichkeit.“

„Na bravo. Und was will er unternehmen?“

„Die Krankheit, hat der Doktant gesagt, geht ganz allein vom Zentrarium aus.“

„Wovon?“

„Vom Zentrarium im Kopf“

„Du meinst wohl dein Kopf-Aquarium.“

„Nein, ein Teil von meinem Zentrarium im Kopf, da wo das Saufen drin ist, hat der Doktant gesagt, ist kaputt, und das müsste man stilllegen.“

„Dann kann er gleich deinen ganzen Kopf stilllegen.“

„Nein nein, nur einen Teil müsste man bei mir ruhig stellen, dann wäre ich ganz gesund.“

„Dann musst du dich von diesem Doktanten operieren lassen.“

„Das ist es ja.“

„Was ist es?“

„Vor einer Operation habe ich Angst.“

„Was soll bei dir schon schief laufen? Wenn's schief läuft, dann musst du dich nicht mehr erhängen.“

„Ich häng mich sowieso auf.“

„Eben. Dann brauchst du keine Operation mehr.“

„Trotzdem hab ich Angst, wenn der Doktant wieder kommt und damit anfängt.“

„Wenn du willst, dann kann ich dich auch operieren“

„Was?“

„Ganz einfach. Ich hau dir ein paar mit dem Schnittklopfer auf die Birne und dann ist dein Saufzentrum ausgeschaltet.“

„Das würdest du für mich tun? Aber du musst die richtige Stelle erwischen.“

„Bei deinem Säuferhirn kann ich hinhauen, wo ich will, da bin ich immer richtig.“

„Meinst du?“

„Aber natürlich. Dein ganzer Kopf ist eine einzige Sauferei.“

„Dann glaubst du, dass so eine Operation gar nicht mehr notwendig wäre?“

„Vergiss die Operation. Ich mach das mit dem Schnitzklopfer.“

„Aber du darfst mir nicht den ganzen Kopf einschlagen.“

„Nein nein, ich pass schon auf. Vorher narkotisieren wir dich mit genügend Schluckimpfungen und dann funktioniert das schon.“

Hansi schaute Roby voll Bewunderung an.

„Das würdest du also wirklich für mich tun?“

„Aber natürlich.“

„Dann brauch ich vor dem Doktanten keine Angst mehr zu haben?“

„Das erledige ich für dich.“

„Ich fürcht mich vor diesem Doktanten von der Unität schon richtig, weil ich ihm einen Zettel unterschrieben hab.“

„Was hast du ihm unterschrieben?“

„So einen Zettel.“

„Für eine Operation?“

„Er hat gesagt, er wird mein Zentrarium in Ordnung bringen.“

Nach diesem Gespräch mit Roby war Hansi so erleichtert, dass er auch noch die restliche Schnapsflasche leer trank.

Seltsamerweise erhielt Hansi in den folgenden Tagen jede Menge Zeitungen und Zeitschriften. Er las sie zwar nicht, ärgerte sich aber darüber, dass sein Briefkasten plötzlich

voll von Werbematerial wäre und dass man für so viel Unsinn so viel Geld hätte, während ihm als armem Kerl nie etwas geschenkt würde. In Wirklichkeit war Hansi nämlich nur einem Zeitungskeiler aufgesessen.

War's das jetzt? oder anders gefragt:
Das soll es jetzt gewesen sein?

Das war also der Sommer gewesen, den Roby eigentlich im Gefängnis in der Völserstraße hätte verbringen sollen. Der Herbst brach mit ganzer Kraft über das Land herein, tagelang regnete es und der Schnee wanderte von den Bergen immer weiter herunter, und schon Mitte Oktober lag das ganze Land in einem kalten, feuchten Mantel.

Der Cousin hatte Roby zwar nicht aus der Garage geworfen, aber seine Verhandlungen mit der Bank stellten sich als ausgesprochen schwierig heraus, sodass sogar der Verkauf seines Anwesens im Raum stand. Die unangenehme Situation legte sich auf die Stimmung im Haus, die bestens zur Jahreszeit passte. Es wurde ruhig in der Pergola, Feste stiegen keine mehr, und oft setzte sich Roby, auch wenn es draußen regnete, seine Rayban-Brille auf und dachte an den Professor, der ihm hin und wieder eine Ansichtskarte aus Gran Canaria schrieb, wo er mit seiner neuen Freundin einen glücklichen Herbst und Winter verbringen wollte, um im Frühjahr voller Kraft und Tatendrang in die Heimat zurückzukehren. So gut müsste man es haben, dachte Roby manchmal, aber er sah ein, dass er eben nicht zu dieser Burn-Out-Gesellschaft dazugehörte.

Manchmal fragte er sich, ob der Professor noch seine Buchidee verfolgte, oder ob sie den gleichen Tod erlitten hatte wie die „Drei Tage ohne Gesetz“ von Karl. Daraus, dass der Professor das Buch in seinen Urlaubskarten nie erwähnte, schloss Roby, dass diese Sache erledigt war. „Was soll's“, dachte er sich mit leichter Bitternis, „Hauptsache, ich habe meiner Richterin und meinem Professor zu einer Beziehung verholfen, das ist ja auch

etwas – obwohl es natürlich schon schön gewesen wäre, der Held eines Buches zu sein.“

An manchen Tagen sah er Botazzi mit seinem Fahrrad im Riesenslalom die Straße hinunterfahren, denn er war kurz nach seiner Entlassung gleich wieder rückfällig geworden. Und immer wieder tauchte auch Hansi auf, schnorrte Zigaretten, trank jede Menge „Penitilin“, erwies sich aber auch als wahrer Freund, später, als wieder der Brief vom Gericht eintrudelte, und Hansi meinte, dass er gerne für Roby ins Gefängnis gehen würde, wenn er könnte, nur leider ginge das nicht.

Noch am selben Tag, als der Brief bei ihm zugestellt wurde, geriet Roby in der Kugellagerbar in eine sinnlose Rauferei – einer jener Gäste, die nur in die Kugellagerbar kamen, wenn sie Ärger wollten, hatte Roby so lange als Sozialschmarotzer angestänkert, bis es ihm zu viel wurde und er zuschlug.

Als der Briefträger Roby den „Rekommandierten“ aushändigte, nahm er ihn wortlos entgegen, ging in die Garage, warf ihn nicht wie beim letzten Mal auf die Bank hinter dem Tisch, sondern öffnete ihn, indem er einen Finger seitlich in den Brief hineinbohrte und das Kuvert aufriss, überflog den Inhalt, knüllte das Papier dann zusammen und warf es in den Holzkorb. „Sehr gut“, dachte er sich, „so ist es ganz richtig, nur nicht locker lassen, solche Idioten, wie ich einer bin, gehören nirgendwo anders hin als ins Gefängnis, und das nicht nur sechs Monate, sondern gleich ein ganzes Leben lang, lebenslang wäre die richtige Strafe für solche unnötigen Kreaturen, ein für allemal hinter Gitter und basta, wenn sie schon selbst nicht in der Lage sind, sich aus dem Weg zu räumen, und nicht einmal die Luft wert sind, die sie einatmen, ist es nur recht und billig, sie in die Völserstraße zu stecken.“ Dann machte er sich auf dem Weg zu Hansi, denn jetzt brauchte er einen Gefährten, mit

dem er sich bis zur Besinnungslosigkeit besaufen konnte. Hansi und Roby tranken die nächsten drei Tage lang und sprachen dabei fast andauernd vom Aufhängen.

Eines Morgens wenige Tage vor Weihnachten packte Roby seine Sachen in drei Plastiktaschen zusammen, nahm den Brief und ging mit der Sonnenbrille des Professors auf der Nase in die Kugellagerbar, wo ihn Hubert lächelnd fragte, ob er heute das Licht nicht vertrage. Roby bestellte, wie zu Vollmondzeiten, eine Flasche samt Zubehör und sagte: „Heute gibt’s ein Frühstück mit Sonnenbrille“.

Danach trank er noch ein paar weitere Flaschen, ehe Rosy auftauchte und sie ein Taxi bestellten, um sich in die Völserstraße bringen zu lassen. Vor dem Gefängnistor verabschiedeten sie sich voneinander, ein schneller Kuss auf die Wange, „alles Gute“, „mach es gut“, „ich werde dich besuchen“, „ich bring dir Zigaretten und alles, was du sonst noch brauchst“. Als Roby sich umdrehte, sich am Eingang meldete, der Wachebedienstete den Brief öffnete und zum Hörer griff, wurden Rosys Augen glasig. Roby ließ seine Daten in der Gefängnisverwaltung aufnehmen; als ein Beamter, den er von früher kannte, ihn mit den Worten „aha, der Herr Donner“ begrüßte, nickte er nur resigniert, dann klappte er seine aufgesteckte Rayban-Sonnenbrille herunter und ließ sich in die Zelle bringen.

Der Student ruft selbst nach einem Taxi

Nicht nur durch den Alkoholkonsum hat sich eine angenehme, melancholische Stimmung im Inneren des Studenten breit gemacht. Ruhig sitzt er auf einem Stuhl in Robys Garage. Auf dem Tisch brennt eine Kerze, einige Flaschen stehen auf der klebrigen Tischplatte. Es ist bereits vier Uhr. Er wirft einen Blick hinüber auf die Liebesinsel, wo Rosy mit einem friedlichen Gesichtsausdruck schläft. Bevor sie sich schlafen gelegt hat, haben sie noch vereinbart, Roby bald gemeinsam zu besuchen. „Du bist ein ganz netter Kerl“, hat Rosy zu ihm gesagt und: „Ich fände es gut, wenn du Roby kennen lernen würdest.“

Einen Moment hat der Student überlegt, ob er sich zu Rosy ins Bett legen sollte, aber das wäre ihm doch lächerlich vorgekommen. Rosy hält einen Polster in den Armen und träumt, da ist er sich sicher, vom Doktor Schiwago und von Roby. Diese Vorstellung rührt ihn fast zu Tränen. Er bleibt noch eine Zeit lang regungslos sitzen, um diese zarte Stimmung nicht durch eine Bewegung zu zerstören. Dann ruft er einen Taxlerkollegen an, steht auf, geht hinüber zu Rosy, beugt sich über sie und küsst sie zart ins Haar. Mit einem halblauten „Ciao“ verabschiedet er sich von der Garage und der schlafenden Rosy und schließt leise die Tür hinter sich.



Elias Schneitter im Skarabæus Verlag

Elias Schneitter

Notizen zu einer Biografie aus dem Umfeld
des Central Dichters

96 Seiten

€ 13,90/Sfr 25,10

ISBN 3-7066-2247-5

„Elias Schneitters Ich-Erzähler pflegt zu parlieren, mal hier, mal dort, mal mit diesem, mal mit jenem, mal dies, mal das, und vor lauter parlieren merkt der Leser fast nicht, dass er eigentlich auch etwas zu erzählen hat – die Geschichte einer in die Brüche gegangenen Beziehung, geschickt eingewoben in Alltagsgespräche über Sinnvolles und -loses, hauptsächlich am Wirtshaus- und Kaffeehaustisch geführt. Subtil und sanft nähert sich Schneitter dem Phänomen, dass die wenigsten von uns über das reden, was in ihnen vorgeht, und ihre Gefühle hinter Platitüden verstecken.“ (Echo)

„Schneitters ... Texte spielen mit Heimatbildern und Sprachplatitüden, frei nach dem Motto: ‚Nichts ist wahrer als ein Klischee, besonders in Tirol.‘“ (Tiroler Tageszeitung)

www.skarabaeus.at

Gedruckt mit Unterstützung durch das Bundeskanzleramt, Sektion für Kunstangelegenheiten, und die Kulturabteilung des Landes Tirol.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-7082-3187-2

© 2005 by Skarabæus Verlag Innsbruck–Bozen–Wien in der Studienverlag Ges.m.b.H., Amraser Straße 118,
A-6020 Innsbruck
e-mail: skarabaeus@studienverlag.at

www.skarabaeus.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder
Satz: Skarabæus Verlag/Thomas Auer
Umschlag: Skarabæus Verlag/Karin Berner
Lektorat: Skarabæus Verlag/Georg Hasibeder

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.